

SPIEGELBLATT

Nr. 4

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Der arme Lukas.

Von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung)

Lund ich that's allmälig mit Absicht. Mit der Absicht, es dem Luischen zu sagen, zu zeigen.

Mein ganzes inneres Erleben, mein Lernen und Wachsen, es war ja Alles für sie.

Ich versuchte manchmal, ein Bildchen, das mich

gepackt hatte, für sie festzuhalten. Aber ich war nie damit zufrieden. Es gelang mir nicht recht.

Ich lag Stunden lang wach im Bett und schrieb ihr Briefe. Zu Gedanken natürlich. Deum wir schrieben uns nicht, weil das nicht gut zu machen war. Aber ich spann so Alles aus, was ich erlebt hatte. Heut' kommt's mir vor, als sei's gut so gewesen. Ich hab' mir das mit über jedes Erlebnis Rechenschaft gegeben. Ich er-

lebte und ward mir dessen klar und bewußt. Vieles lernt' ich verstehen, und Vieles erweiterte sich mir, was man von feinem Lehrer, aus feinem Buche lernen kann. Es war mir Alles so lebendig und aufgeschlossen. Wozu das wäre, wußt' ich ja damals nicht. Aber manchmal war mir's doch, als sammle ich und schaffe mir Vorrath für später. Und oft war mein stiller Wunsch, einmal Viel in mir zu haben, um Viel hergeben zu können. Ich natürlich — und jedem, der begehrte.

Vielleicht auch der Keim eines Fruchtkornes, das mein alter Lehrer in mich hineingelegt hatte.

O, es wächst Manches in uns, von dem wir nicht wissen, wie es in uns kam. Der, der's uns gab, weiß nicht davon, steht abseits und hat nicht Verdienst. Über er schlummert in der Erde, wie der gute alte, bei dem ich auch jetzt noch manchmal ein Stündlein in Gedanken saß.

Im Deutschen stellte er eine Probe an, um uns mit einem Schlag kennenzulernen. Er sagte es uns, was ihm die Aufgabe bedeutete. Wir sollten eine Schilderung unseres Heimatortes geben, mit Historischem und Allem, was uns bedeutsam erscheine.

Ich war Feuer und Flamme. Ich dachte an

das Luischen.

Ich dachte auch an meine Mutter. Lebendig stand Alles vor mir. Nur zu greifen hat' ich, mir hinzugreifen. Und Alles, was ich von der Vergangenheit meines Dorfes gelesen und gehört hatte, fiel mir ein.

„Mein Dorf,“ schrieb ich als Ueberschrift, um mich deutlich von den Mainzern zu unterscheiden. Und ich malte aus. Ich hab' vergessen, was ich schrieb. Über das Feuer, das in mir aufgegangen war, das starke

Hingetommensein, in dem ich wie in einem Zwang stand, die Gluth, das Träumen, das Gehobensein, das, meine ich, künft' ich mir immer wieder wachrufen. Nicht so beseligend, nicht so, um es ausdrücken zu können, um etwas dadurch leisten zu können wie damals, aber ähnlich warm und verklärend.

Anderen Tags kam der Lehrer mit einem einzigen Hefte in die Klasse. Ich erkannte sogleich, daß es das meine war, und das Herz fiel mir in die Schuhe.

„Lukas Schlüssel,“ sagte er, „komm' heraus, lies Deinen Aufsatz vor.“



Winterabend. Nach dem Gemälde von Wartan Malokian.

Es zog mich mit der Zeit immer mehr von den Büchern weg. Hinaus in die Natur! Ich wurde bald ein schlechter Lerner. Aber ich reiste doch ganz anders als meine Mitschüler. Ich lebte Alles anders. Und wenn mir's auch einmal in der Schule übel ging, mit etwas Anderem riß ich mich immer wieder heraus. Glänzend. Ich war drinnen auch sehr angesehen in der Klasse. Wohl war ich ein wenig einsam. Aber um so höher zählte ich.

Wir hatten damals einen neuen Lehrer in den Sprachen bekommen. Er war noch jung. Aber ganz mein Mann. Es gab nicht zu hüpfeln bei ihm.

Ich las ihn mit hochslopsendem Herzen. Alles war mäuschenstille. Als ich fertig war, legte mir der Lehrer die Hand auf die Schulter: „Du wirst ein Maler werden oder ein Dichter, Lukas Schlüssel. Sehr gut!“

„Ich alter dummer Mann. Dass ich das auch erzähle.“

Der arme Lukas lächelte vor sich hin. Der helle Schein des Feuers lag auf seinem Antlitz. Es war verklärt. Es lag ein stilles Ergehen drin — wie im Abendsonnenchein draußen auf der weiten Flur, wenn die Vögel zu Neste locken und sonst Alles still geworden ist.

„Ich werd' halt alt, junger Freund. Ein wenig kindisch am End'. Aber — es war halt doch ein großer Augenblick. Und er hat seine Spuren in mir zurückgelassen.“

VII.

Es war ein altes Stipendium in unserem Dorf, das bekam ich, als ich auf die Universität ging. Ich hatte aber trotzdem wenig gewagt in dieser Zeit.

Anfangs suchte ich in allen Fakultäten herum, was mir zusage. Aber ich kam zu seinem Neustadt. Es bestiedigte mich nichts. Dazu kam auch, daß die Weite in der kleinen Universitätsstadt fehlte. Es war Alles in so sicherem, festen Rahmen. Viel Gewißheit darin freilich, und hundert Schriften für die kleinen. Aber in mir trieb ein Anderes. Erst wollt' ich's nicht aufkommen lassen; aber es brach durch, stärker und stärker. Ich wollte ein Maler werden. Ich kannte mir Farben und Pinsel und bemalte eine Leinwand um die andere. Und ich ging hinaus in's Freie und zeichnete. Alles, was mir etwas sagte, Alles, in das ich mich verlieren konnte. Denn das war das Merkwürdige in meiner Natur, ich mußte mich in den Dingen verlieren, damit sie ganz in mich kamen. Und ich wollte dann auch wie die Dinge geben, sondern das, was von Ihnen in mir war, von mir in Ihnen.

Bestiedigt war ich nie von meinen Malereien. Aber ich verlor den Mut nicht. Ich versuchte wieder und wieder, und zwischendurch gelang mir etwas, das mir wieder Mut machte. Dann und da kam ging ich auch in's Kolleg. Aber es war nicht zum Aushalten für mich. Ich trümmte. Ich trümmte Bilder.

Selbstmarterweise hatte ich auch hier keinen Freund gefunden. Diesmal hatte ich sehr nach einem gesucht. Es lagen so viel Zweifel in mir, die noch Ausprache verlangten. Aber ich fand keinen. Ich war ein Sonderling für Alle und wurde verachtet. Mehr und mehr zog ich mich zurück und bedeckte meine Leinwand. Dann und wann bemalte ich einen Papierzeichen für das Kindchen. So ein kleines Bild gelang mir immer am besten. Ich meinte es wenigstens, denn ich holt' es mit den Augen der Liebe gemalt.

So verbracht' ich ein paar Semester. Drei oder vier, vier oder fünf, ich weiß nicht mehr. Und eines Tages hielt ich's in der kleinen Universitätsstadt nicht mehr aus. Ich wollte ein Maler werden, fertig. Das Semester war noch nicht herum, da rückte ich heim.

Der Vater mochte große Augen, als ich kam. Die Mutter weinte. „Was willst du?“ fuhr er mich an.

„Ein Maler will ich werden; ich hab' das Evidenz lali.“ sagte ich lächelnd und fröhlich.

„Das ist das wieder für eine betrübtide Idee,“ lächelte der Vater. „Wer hat Dir denn den Floh in's Ohr gelegt? Ein Maler? Dafür hab' ich Gut und Blut an Dich gehängt! Dafür hat Dir die Gemeinde das Stipendium gegeben! Meinst Du, daß ich das zugebe? Nein, da wird nichts raus! Auf die Worte lasst Da Dich, lernst was, daß Da was zu eifern hast. So hummeln und häkeln könnet, ja, das gefiele Dir! Kommst mir aber g'rad' reich! Dummkopf! Du gehst hin, wo Du jetzt herkommen bist, und lägt Dich vor kleinen Menschen hier rüber. Auch vor dem Kindchen mögl' Das Gegang' für ich übrigens auch mögl'. Entschuld, komm! Kann doch nichts d'rangs werden.“

Berühren ist da keit's, das Geschäft geht nicht. Die leben von Hand zu Mund. Und das End' vom Lied ist, daß sie eines Tages Alles zingemacht kriegen. Dann hat sie die Gemeinde zur Last.“

Ich war über und über roth geworden und im Liebsten verletzt, wie der Vater so schimpfte und jetzt auch das Kindchen mit hineinzog. Ich hatte schon meine Bilder aufstellen wollen und ein paar Rollen herausgenommen, — nun ließ ich's.

„Läßt mir den Kraut weg.“ sagte der Vater.

„Das kann jeder Lüncher auch, ohne Gymnasium und Stipendium. Lernen sollst Du 'was, 'was Recht's und Echtiges, das Dir Ansehen giebt. Bub“ — er packte mich an der Schulter — „verstehst Du, begreifst Du's denn nicht? Schämen muß ich mich ja vor'm ganzen Dorf, vor jedem Bettelbub', daß Du so wenig gehalten hast?! Bub', ich hab's doch versprechen müssen, daß Du 'was wirst, 'was Rechtes, und daß wir Ehre mit Dir einlegen! Und Du mußt, Du mußt!“

Als der Vater hinausgegangen war, sagt' ich zur Mutter: „Ein Maler will ich werden, Mutter, oder nichts. Ich weiß, der Vater versteht das ja nicht. Aber ich kann's ihm nicht erklären, Mutter.“

Dann zeigte ich ihr die Bilder. Da unser Häuschen mit dem Weinberge dahinter, da die hohe Pappel und das Wehr, da ein Frachtschiff auf dem Rhein — die Brücke mit den Lammsbergen dahinter, — und zuletzt einen Straßenwinkel aus der Universitätsstadt.

„Hast' Das All' aus dem Kopf gemacht, Lukas?“ fragte die Mutter.

„All' aus dem Kopf, Mutter. Natürlich. Wie ich's in der Erinnerung behalten. Da die Rheinbrücke beim Sonnenuntergang, da unser Häuschen, wie die Mittagsonne d'rauf scheint. Da das Dorf, neih, ganz im Regen und schwere Wolken d'rüber, Mutter.“

„Ja, Du bist ja Maler, Lukas. Du könnt'st ja das so weiter machen und doch studiren dabei. Guck, wir müssen uns ja schämen.“

„Ein Maler bin ich noch lange nicht, Mutter. Da fehlt noch viel. Das ist all' erst Anfang. Viel lernen muß ich da noch, und viel Geld kostet's da noch. Nach München will ich und nach Italien — und lauter herrliche Bilder machen will ich, daß Alles flammen soll, Mutter.“

Die Mutter machte verwunderte Augen. Sie setzte die Hände im Schoß und blickte vor sich hin.

„Der Vater wird's nicht thun, Lukas.“

Ich beredete dann noch mit der Mutter, daß ich vorläufig zu Hause bleiben könnte. Vor kleinen Menschen wollt' ich mich sehen lassen, und auch dem Vater aus dem Bege gehen.

Am lag ich den ganzen Tag draußen im Freien an heimlichen Plätzen und zeichnete und malte. Alles wurde von den Erinnerungen meiner Kindheit verhüllt. Und dann malte ich ein kleines Bild — ein Mädchen in weißem Kleide, das über den Rasen ging und eine Kaiserkrone trug. Es war das Kindchen. In unserem Garten blühten Kaiserkronen, vielleicht die einzigen damals im Dorfe. Ich betrachtete sie einmal mit dem Kindchen, die Thränen in der Blüthe, die läutenden Glocken, und ich schnitt ihr einen Stengel ab, und sie trug ihn dankbar — feierlich. Dies Bild war mir eingefallen, und ich malte und verwahrte es.

Im Dorfe erfuhr man nichts. Mittlerweile waren auch die Universitätsferien angebrochen. Ich ging aber trotzdem nicht in's Dorf. Auch das Kindchen sah ich nicht. Es war die ganze Zeit her nicht zur Mutter gekommen. Durch das Wort des Vaters war etwas Freudes zwischen uns gestellt. Ich kannte mich sie anzuschauen. War's wegen des Schicksals der Familie, das mir der Vater so brutal vorgehalten hatte, war's weil dies schöne, heimliche Beschützung pfleglich aus seinem Verborgenen gerissen war — ich weiß es nicht. Es lag etwas auf mir, das mich bedrückte, das mich dumpf machte. Schwer war mir und unbehaglich, und ich hätte dem Kindchen nicht unter die Augen treten mögen.

„Ich war ja nicht Weltfuß genug damals, um zu wissen, was es für sie bedeuten würde, arm zu

sein, ohne Geschäft, ohne Vermögen und Verdienst. Aber der Vater hatte mir die rauhe Wirklichkeit grob in meinen Traum gestellt, so ernüchternd und verlegend, daß ich Zeit haben mußte, mich zu finden. Ich dachte garnicht an mich. Es kann ja doch nicht daraus werden, hatte der Vater gesagt. Ich muß erst überlegen, was das bedeuten sollte. Es war bis jetzt Alles so unwirklich, geistig gewesen. Zugleich Alles und Jugendglück. Ich hatte das Leben ganz vergessen, seine Fortbewegungen, seinen Raum, seine Notwendigkeiten. Ich hatte sie geliebt — Einsamkeit. Ein bischen wie ein Thor, ein Träumer.“

Ich glaube, wir hatten ja auch einmal zueinander gesagt, wie wir ein Hänschen haben wollten und zusammen sein, wie Tanten im Schlag. „Ganz glücklich liebend Paar.“ Alles Sonnenschein und Glanz, nichts hart und rauh, nichts schwer. Alles ein Spiel.

In solchen Träumen war ich zwanzig Jahre alt geworden und mehr. Ich war nun mit den Poeten der lebenden Dichter gesättigt, und wenn ich ihre Verse auf das Leben bezog, schien es mir lauter Lust und Wonne, darin die unglaubliche Liebe einmal klägt, wie Leben Leiden ist seit Alters her, aber sonst nichts schwer und bedrückend, nichts unerträgliches und ernüchternd. Und ich hatte nun aus dem All nichts, das so stark gewesen wäre, mich über die Ernüchterung zu erheben.

Ich war losgerissen von all' den Fäden, die mich seither mit dem Leben, auch mit dem Schönem im Leben, verbunden hatten. Ich wußte nicht, wo aus, wo ein. Ich mußte Alles mir in mir tragen und anstragen. Ich verglühte fast. Es war ein Stacheln und Flammen in mir. Blößlich diese starke und flare Bewußtheit meiner Liebe. Und das Gefühl sie hergeben zu müssen, da ich sie erst gewonnen hatte.

Eines hatte ich freilich: ich malte. Aber an da, merkte ich, hielt der Traum der Jugend nicht mehr lange an. Ich sah nüchtern, wirklich. Ich brachte zunächst kein Bild zu Stande. Mein Blätter waren nur nüchterne Wiedergaben des Neale. Nur dann und wann einmal packte mich eine Stimmung. Denn es war noch Stimmung in mir. Sie war freilich anders geworden. Sie hatte mehr mich an sich sie. Sie war schwerer, ernster. Und ich suchte nach schwereren, ernsteren Tönen. Ich fand sie nicht ganz. Ich hatte außerdem noch dieselben Motive, aber es wirkte anders aus ihnen.

Ich hatte nun Zeit genug, der Entwicklung mir nachzugehen. Ich hielt Rückschau. Ich fand es war bis jetzt Alles gut, so wie's geworden war. Freilich zweifelte ich auch manchmal daran. Und ich zweifelte an der Zukunft. Ich war ja ärmer geworden, und ich fühlte mich ärmer. Ich wußte nicht, daß ich darin gerade reicher geworden war.

Ich hatte nun ganz wieder meine Mutter. Ich flüchtete zu ihr. Und ich verstand nun auch ihr Leben und ihre Furcht. Die Abwesenheit mußte mir ja auch die Augen aufgetan haben, wie es mit ihr geworden war. Sie war zerfallen. Der Tod stand ihr nahe.

Sie klagte wieder, wie Alles vergehen müßte. Ich fand ein Wort für sie. Ich sagte, daß alle Leben mit Wiederkehr sei, mit Wiederholen. Meister redete ich. Von Sterben sagte ich, daß es kein Ende sei, denn kein Leben vergehe. Es sei vielleicht ein Traum, vielleicht sei es ein Nebengeruch zu einer Verklärung. Ich redete aus Büchern gewiß, aber ich gab darin mein Eigenes, an meinem Träumen und Schauen.

Die Mutter sah mich lange an.

„Guter Lukas,“ sagte sie, „ich hatte nicht im Leben als Leid und Dulden. Ich hatte dir Dich eine schöne Hoffnung. Der Vater nahm sie weg. Du seist verloren, meint er. Ich fühle jedoch etwas, das mir meine alte Hoffnung auf Dich wiedergibt. Ich weiß nicht, wo es hinaus will. Aber ich hoffe.“

Sie war von nun an mein stiller, tapferer Bundesgenosse.

Eines Tages kam das Kindchen und weinte. Sie gab mir schon die Hand. Ob ich auch einmal wieder im Lande sei, fragte sie. Mir schlug

Puls hoch in den Schläfen. Meine Finger zitterten. Es war schon Dämmerungszeit wie eben. Nur im Fenster noch ein heller Schein. Er fiel auf das Läuschen. Ich betrachtete sie. Ihren Kopf, ihr Haar, den Schnitt ihres Gesichtes, das ich im Profil hatte, die Linie ihrer Gestalt. Jede ihrer Bewegungen verfolgte ich. Mit bläseraugen nicht nur mit den Augen des Liebenden. Mein Herz schlug rasch. Sie war kein Kind mehr. Sie war eine schöne Jungfrau geworden, groß gewachsen, wohlgebildet. Da hörte Alles Spiel auf. Da trat der Ernst des Lebens an seine Stelle.

Das Wort des Vaters fiel mir wieder ein. O nein! sie hatte ein Recht auf mich!

Ich wollte mein Leben vorsehen; wollte seinen Gedanken Eingang in mir schaffen. Was half es mir! Daß sie doch meine Frau werden müsse, müsse, schrie's in mir, überschrie alles Wägen und Bedenken.

Stothe Gluth schwamm vor meinen Augen. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen. kleinen Moment mehr. Ich sprang auf und rannte hinaus. Durch die Felder, durch die Wiesen rannte ich, wie besessen von dem einen Gedanken, von dem schreienden Verlangen, daß sie mein werden müsse, mein, mein!

Es war schon später, dunkler Abend, als ich heimkam. Mochte kommen, was wollte, meine Frau müsse sie einmal werden. Das war mein Vorsatz geworden. Meine Frau! So ernst mir das klang, so sehr brachte es mich außer mir! So beglückend! Und kämpfen wollte ich, kämpfen und schaffen, harren und dulden — für sie. Nur für sie! Ich hatte das Weib in ihr gesehen. Und ich war Mann dabei geworden.

Als ich nach Hause kam, brannte die Lampe. Der Vater saß dabei. Ich wollte gleich wieder aus der Stube gehen. Ich ging ihm immer aus dem Wege. Er rief mich zurück.

„S ist All' so gekommen, wie ich Dir gesagt hab', Lukas. S ist aus mit Deinen da unten. Jetzt ist ein großes Lamento. Ich brauche mich wohl nicht mehr zu bemühen; daß Gehängel wird jetzt von selbst aufhören. Mehr Schulden als Vermögen. Jetzt kann der gute Mann reisen in Essig oder Seife. Du wirst einsehen, daß es keine Partie für Dich ist.“

Er wartete auf meine Antwort, aber starr und trocken schwieg ich.

„Du kaufst mir nach München gehen,“ fuhr er fort, „ich hab' das Stipendium für Dich durchgesetzt. Und nun gleich morgen Dein Bildel gepackt und fort! Der Lungerei im Hause bin ich müde. Ein Leben heißt's arbeiten. Die gebratenen Lauben fliegen keinem in's Maul. Auch Dir nicht.“

Ich hatte mich nie darum gefüllt, ob Lüschen's Eltern reich wären oder arm, wie sie lebten überhaupt. Und ich wußte nun auch nicht, ob sie an dem Unglück Schuld trügen. Wenn aber, was könnte das Lüschen dafür? Unglück ist keine Schande, auch Armut nicht:

Mein Entschluß stand fest. Nach München aber ging ich jetzt gerne. Es galt uns beiden. Eine Aufgabe, ein Rümen, ein Kampf! Und — eine Freidigkeit! Alle meine Kräfte waren gespannt.“

VIII.

Ein miserabler Regentag. Trübe vom Morgen bis zum Abend, vom Morgen bis zum Abend Regenfall.

Ich stand daheim am Fenster den ganzen Tag und sah. Und sah die Tropfen von den Blättern rinnen, die Blasen in den Nüssen schwimmen — kommen und vergehen.

Der arme Lukas hatte mir schwer gemacht mit seiner Erzählung. Dazu dieser langweilige, trübe Tag! Da waren die Fragen aufgewacht, die man sich stellt, um sie nicht zu beantworten. Man weicht ihnen beständig aus. Man beantwortet sie höchstens nur halb. Nunmehr muß man an sich denken. Man sieht das Leben so dunkel, man sieht sein Ziel nicht. Und man bedeutet selbst nichts im Verlaufe des Lebens. Wenn man jung ist und wird angeregt, zu fühlen, wie man eingesetzt ist in ein großes Ganzes, wie man kann ein Zahn ist an einem

Mädchen und mit unschätzbarer Macht, — und wie das Mäderwerk doch weitergeht, ob man auch breche, dann fürchtet man sich. Man meint, man könne das Leben nicht mehr leben, wenn man sich das Zugeständnis mache. Man meint, es müsse das Ende sein.

Man ist jung, und hat sein Streben und Schaffen vor sich. Man will ihm seinen eigenen Sinn, seinen eigenen Weg geben, und fühlt man zum ersten Mal, daß da noch ein Anderes, ein Geheimnißvolles und Fremdes ist, das dabei mitspricht, verzweifelt man leicht. Man hat keinen Trost. Das Leben will aber Trost. Das Leben selbst ist kein Trost. Es hat tausend Lösungen und keine. Und der Mensch fällt von einem Rätsel in's andere. Und enträtselt sich nicht.

So philosophierte ich in den Regentag. Ich stand ja in den Jahren, in denen der Lukas damals auch gestanden hatte, da er diese Erlebnisse hatte. Stein Wunder, daß ich mich eins sah mit ihm. In Einigem wenigstens. Und so verbildlichte sich mein Sinn: Es ist eine Straße in den Bergen, die man von der Höhe aus betrachtet. Au jeder Biegung verschwindet ein Stück, nach jeder Biegung sieht man sie neu. Wie eine neue Straße. S ist aber die gleiche.

So ist's mit neuen Lebensstraßen. Kommt einer daher und läßt uns von oben auf die seine blicken, deutet sich wohl auch da und dort ein Stück zu, das Einem nicht bekannt wird, da und dort kommt aber wieder eines zum Vorschein, das man wohl kennt, und an dem Einem alles Kleinstes deutlich wird. Man ist s selbst gegangen. Was mich aber noch mehr quälte, war das Herre meiner Lebensstraße, das ich nun noch nicht bei ihm absehen konnte, um einen Vergleich, eine Gewißheit daraus zu gewinnen. Ich war ja noch jung. Anfang der Zwanzig, und obwohl ich Manches gesehen hatte im Leben und manchen besonderen Menschen kennen gelernt hatte — es stand doch ein Weiteres, Stärkeres vor mir auf einmal. Es führte zu Anderem und Weiterem, dieser Einzelfall: Der arme Lukas.

Ich konnte den Abend nicht erwarten. Ich brachte mir diese Stunden bei dem Alten. Es war aber mehr als bloße Neugierde. Es war mir, als dürfe ich in einen Spiegel des Lebens sehen. Ja, ja, es wuchs mir weit über das Einzelmense hinweg.

Der arme Lukas schien schon auf mich gewartet zu haben, als ich am Abend hinkam. Es war ihm nun wohl auch ein Bedürfnis geworden, sein Leben zu erzählen, und es quälte ihn wohl auch, bis er's ganz aufgerollt hatte. Und that ihm doch so wohl, es vor sich aufzurollen. Er begann auch ohne Umschweife und sogleich, nachdem wir uns begrüßt hatten: „Ich will gleich fortfahren, wo ich gestern aufgehört habe. Merkwürdig, ich komme den Augenblick nicht abwarten, daß ich fortfahren könnte. Wenn man in's Erzählen gerath und Alles 'mal vor sich ausgebreitet sieht! Ja, und wenn man halt alt wird...“

Ich bin also nach München gegangen. Da trieb ich's ein wenig toll. Das heißt, einmal ganz anders als bisher. Ich lebte. Es war Alles so selbstverständlich und kam so selbstverständlich. Und ich that mit. Es war wie beim ersten Freischwimmen. Man gebraucht die Arme und Beine mit zehnfachen Kraftüberschuss. Stedt und Nothwendigkeit der Jugend. Mir freilich zunächst ein wenig ungewohnt. Drum macht' ich mir bald Strüppel.

Aber bald fand ich mich auch wieder. Ich war nur ein wenig aus meinen Träumereien aufgeschreckt worden, großen Gewinn an sich zog ich aus der neuen Lebensweise nicht. Ich fuhr nicht aus meiner Haut. Ich war von jeher keine aktive Natur. Ich hab' von beiden Eltern geerbt. Und ich habe nicht umsonst mit der Mutter gespielt gehabt und war nicht umsonst all die Jugendjahre ohne Freund und Bruder einsam gewesen. Ich hab' mich von der Sonne beschienen lassen, wie sie wollte. Wo ich lag, lag ich, und selbst diese junge Liebe, diese Liebe der Jugend, hatte ich nicht gewendet, nicht zu ihrem Beginn, nicht zu ihrer Heimlichkeit. Sie war gekommen und ich hatte sie hingenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Draht.

Von Fred Hood.

Das Wort „Draht“ hat für den Berliner einen angenehmen Klang. Aber von dem, was der Volksmund darunter versteht, der dem schnöden Mammon allerlei sehr scherzhafte Namen giebt, soll hier nicht die Rede sein.

Was ist denn eigentlich Draht? Draht ist jedes zu dünnen und sehr langen Stücken ausgezogene Metall. Jedes dehbare Metall, einschließlich der Legirungen, kann zu Draht verarbeitet werden, so Eisen und Stahl, Kupfer, Messing, Zink, Blei, Aluminium, Neusilber, Platin, Silber und Gold. Die Verwendung der Fabrikate ist natürlich außerordentlich verschieden, denn sie hängt nicht nur von dem Werth und der Beschaffenheit der Metalle, sondern auch von der Stärke und Form des Drahtes ab. Drähte aus den Edelmetallen Gold und Silber werden hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, zu Luxuszwecken verwendet, aber im Übrigen haben die Drähte den mannigfachsten technischen Zwecken zu dienen. Die Drahtindustrie, eine der mächtigsten in allen Kulturländern, steht gleichsam mit allen anderen Industrien in Verbindung, und wäre es auch mir vermittelst des Telegraphen- oder Telephondrahtes. Wenn ich alle Artikel aufzählen sollte, die aus Draht gefertigt werden, so müßte ich ganze Spalten damit füllen. Ich begnüge mich, um die Geduld der Leser nicht auf eine zu harte Probe zu stellen, damit, an wenige Artikel zu erinnern. Man denke an Drahtstifte, Winkelhaken, Krammen, Drahtbüsten, Kratzen, Sprungfedern, Flaschenverschlüsse, Drahtwaschengitter, Fußmatten, Transportbänder, Drahtseile (für Förderbahnen, Krähne usw.), Haken und Seilen für Kleider, Charniertheile, Kragenbeschläge (für die Spinnerei), Weberblätter, Webesilzen, Gold- und Silbergewebe, Filigranarbeiten, Spieldrehen, Näh-, Sticke-Stricknadeln, Hefthämmern, Tragbügel, Siebe, Drahttaschen, Vogelstühle, künstliche Blumen- und Hutmärkte, Schirmstäbe, Bicycle- und Kinderwagenräder, Mäusefalle und Topfschärfarbeiten; endlich an das Miesengebiet der Elektrotechnik!

Ich glaube, diese kurze Liste gibt schon eine ungefähre Vorstellung, wie ungeheuer groß das Mischgebiet der Drahtindustrie ist. Dazu kommt, daß wir vielen Dingen noch gar nicht einmal ansehen, daß sie aus Draht gefertigt sind. Es gibt nämlich für ganz bestimmte Zwecke auch sogenannte Fasone- oder Drossindrähte, deren Querschnitt quadratischer, rechteckiger, ovaler Gestalt, aber auch von ganz unregelmäßiger Form sein kann. Zur Ausfertigung von Tapetendrähten verwendet man z. B. Drahtabschüttungen von stern-, rosetten- und halbmondförmiger Gestalt; zur Fassung der Brillengläser werden geometrische Drähte gebraucht, welche die Gläser regelrecht umschließen, und der Uhrmacher bildet die ganz kleinen Zahnrädergetriebe für Taschenuhren, indem er von Drähten sternförmigen Querschnitts kleine Plättchen abschneidet.

So manchfach nun auch die Verwendung der Drähte ist, gewissen Bedingungen müssen sie alle entsprechen. Guter Draht muß in seiner ganzen Länge genau denselben Querschnitt aufweisen, vor allen Dingen keine schwachen Stellen zeigen und weder stärker noch schwächer ausfallen, als für den betreffenden Zweck verlangt ist. Daraus ergeben sich gewisse Bedingungen, welche für die gesamte Drahtfabrikation maßgeblich sind und bis zu einem gewissen Grade die Einheitlichkeit der maschinellen Vorrichtungen verlangen. In der That ist ein Theil der Fabrikation allen Drähten gemeinsam, nämlich ein Versfahren, welches man als „das Ziehen“ bezeichnet. Es besteht darin, daß ein Metallstab durch Dehnungen geringeren Querschnitts hindurchgezogen wird, so daß er sich unter gleichzeitiger Verlängerung entsprechend verdünnt. Es werden dann nach und nach Löcher mit Löchern geringeren Querschnitts angewandt, bis der Draht die gewünschte Stärke erreicht hat. Die Methoden zur Bearbei-

tung der verschiedenen Materialien unterscheiden sich hauptsächlich in der Fabrikation der Stäbe, welche dem Ziehverfahren unterworfen werden. Bei den schweißbaren Metallen ist es am zweckmäßigsten, die Stäbe durch Walzen des Metalls zu gewinnen, während Kupferstäbe z. B. gegossen und geschmiedet, Messingstäbe durch Abschneiden einzelner Stücke von gewalzten Messingplatten hergestellt werden. Was Eisen und Stahl, dieses wichtigste Rohmaterial für die Drahtfabrikation, betrifft, so erfolgt heut' die Vorarbeit allgemein durch Walzen, und das auf diesem Wege erzeugte Rundisen wird auch im Handel allgemein als "Walzdraht" bezeichnet. Die Erzeugung des Walzdrähtes ist besonders interessant und soll deshalb etwas eingehender behandelt werden.

Beim Walzen von Draht hat man es mit ganz anderen Schwierigkeiten zu thun, als beim Walzen großer massiger Körper, z. B. eiserner Träger, Panzerplatten usw. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, daß der Draht infolge seines geringen Volumens sehr schnell abkühlt. Man müßte ihn also fortwährend auf's Neue glühend machen — eine sehr langwellige und kostspielige Geschicht. Um diesen Nebelstand zu vermeiden, sind die Drahtwalzwerke so konstruiert, daß das Walzen möglichst schnell vollführt wird; und dies geschieht darum, daß der schlängelförmig geleitete Draht gleichzeitig mehrere Walzenpaare passiert. Bei einem wenige Meter langen, starken Körper, z. B. einem eisernen Träger wäre das natürlich nicht möglich; beim Draht ist dies aber infolge der bedeutenden Streckung des Metalls eine einfache Manipulation.

Ein Walzwerk besteht im Prinzip aus einer oberen und einer unteren Walze, welche ringsum mit Rillungen (Kalibern) versehen sind, die dem Querschnitt des herzustellenden Werkstückes entsprechen. Soll also z. B. eine Eisenbahnschiene gewalzt werden, so entsprechen die Vertiefungen der oberen und unteren Walze je einer Hälfte der zu walzenden Eisenbahnschiene; die durch Wasser oder Dampfkraft angetriebenen Walzen passen natürlich so genau aufeinander, daß beim Durchziehen des glühenden Eisenförmers dieser genau die vorgeschriebene Form annimmt. Beim Drahtwalzen hat das Kaliber nicht etwa von vornherein kreisrunden Querschnitt, vielmehr wechselt man bei den verschiedenen Walzenpaaren, die der Draht zu passieren hat, mit quadratischen und ovalen Kalibern, bis man schließlich auf ein ovales Kaliber den letzten zutreffenden kreisrunden Querschnitt folgen läßt. Es wird nun aber nicht nur die Form, sondern auch die Querschnittsfläche dabei ständig verringert und so das Material in eigenartlicher Weise nach allen Richtungen gedrückt, gefüctet und gleichzeitig einer so heftigen Reibung ausgesetzt, daß es ziemlich lange die Glühtheit bewahrt. Sehr wesentlich ist bei diesem Prozeß die überaus scharfe Umdrehung der Walzen, welche mit 20 bis 25 Centimeter Durchmesser aufweisen. Nicht selten machen die Drahtwalzwerke nicht weniger als 300 Umdrehungen in der Minute. Nun wird sich vorstellen können, daß der Draht bei diesem Schleifverfahren gleichsam keine Zeit findet, kalt zu werden.

Beim also das eine Ende des glühenden Drahtes aus dem ersten Walzenpaar heraus kommt, wird es von einem Arbeiter sofort in das zweite Walzenpaar gelegt, jenseits desselben sofort in das dritte Walzenpaar geführt, und so geht es fort bis der schlängelförmig geführte Draht schließlich am Ende des ganzen Systems heraus kommt. Auf diese Weise kann ein etwa 60 Centimeter langer und 4 Centimeter breiter Röhrenstiel in einem Zeitraum von fast einer Minute in einen 50 Meter langen und 5 Millimeter dicken Draht verwandelt — ein überzeugendes Resultat.

Aber ein Draht von 5 Millimetern Stärke ist ja nicht sehr dünn; es werden ja Drähte von viel größerer Stärke verlangt, selbst solche von 0,2 Millimeter. Soll nun also das Metall weiter geführt werden, so legt man den vorgewalzten Draht auf der großen Spule, auf welche er aufgewickelt wurde, in einen Glühofen und legt nun den Draht unmittelbar auf dem Ofen in ein neues System

von Walzenpaaren eintreten, welche entsprechend geringere Kaliber aufweisen. Das geschieht in derselben Weise, wie bereits beschrieben. Es ist keine gefahrlose Arbeit. Der mit großer Geschwindigkeit in Schlangenwindungen sich bewegende glühende Draht, dessen Schleifen von einigen Hasen gehalten werden, umfaßt nicht selten die Glieder der Arbeiter und verursacht schreckliche Körperverletzungen. Darum leitet man vielfach den Draht automatisch durch Führungsrinnen am Boden, so daß die Arbeiter hier nicht in Gefahr kommen.

Berläßt der Draht jetzt das letzte Walzenpaar, so ist er nur noch $3\frac{1}{2}$ Millimeter stark. Geringere Querschnitte kann man durch weiteres Auswalzen des Drahtes kaum erlangen; man muß daher die geringsten Querschnitte durch Ziehen des gewalzten Drahtes erzielen. Vor dem Ziehen muß aber der "Glühspan" entfernt werden, das ist die Dhydroschicht, welche sich beim Walzverfahren auf der Drahtoberfläche gebildet hat. Der Glühspan ist nämlich sehr hart und würde die Löcher der Zieheisen sehr schnell ausschleifen und erweitern, so daß dieselben ihren Zweck verfehlten würden. Die Entfernung des Glühspans erfolgt durch Beizen mit verdünnter Schwefelsäure (welche den Glühspan lockert) und darauf folgendes Abschlagen der Schicht auf mechanischem Wege. Es gibt manigfache praktische Vorrichtungen zum Abschütteln oder Abreißen des gelockerten Glühspans, sogenannte Posterbänke, ferner rotirende Zylinder, in welchen die Drahtringe gegen einander fallen und sich so gegenseitig säubern, wie auch manigfache andere praktische Apparate. Endlich wird noch die Säure entfernt, indem man den Draht in Salzwasser legt. Das Beizen hat sich für die industriellen Bezirke, in denen sich derartige Walzwerke befinden, als ein großer Nebelstand erwiesen. Man weiß nicht, wo man das Beizwasser lassen soll, und natürlich führt man es in die Wasserläufe. Das Wasser wird aber dann für viele Zwecke unbrauchbar und jedenfalls tödlich für die Fische. Indessen haben die manigfachsten Versuche, die Beseitigung des Glühspans ganz allein auf mechanischem Wege zu bewirken, zu keinem befriedigenden Resultate geführt, obwohl recht sinnreiche Maschinen zum Abschleifen, Abreißen und Absprengen des Glühspans konstruiert wurden. Diese Maschinen werden auch in ziemlich umfassender Weise angewendet, obwohl eine vollkommene Beseitigung des Glühspans auf diesem Wege nicht erreicht wird.

Worin das Ziehverfahren im Wesentlichen besteht, habe ich schon oben angedeutet. Indem man den Draht gewalzt durch das Loch eines gehärteten Eisens hindurchzieht, drückt die Wandung des Lochs auf das Material und bewirkt so eine Verschiebung der Einzelteilchen desselben, so daß sich der Querschnitt des Drahtes verringert, die Länge aber entsprechend zunimmt. Es hängt von der Zugfähigkeit des Materials ab, wie weit man beim Ziehverfahren gehen kann, und die weichen Metalle, wie Blei und Zink, lassen sich natürlich nicht so leicht ziehen wie Stahl und Eisen.

Die Ziehhäuse sind nun im Prinzip so eingerichtet, daß in der Mitte derselben das Zieheisen liegt und in einiger Entfernung von demselben zur Linken die Drahtspule, zur Rechten eine Trommel, auf welche der gezogene Draht aufgewickelt werden soll. Es wird ein Stück Draht von der Spule abgewickelt, born etwas angespitzt und durch das Zieheisen gesteckt. Eine kleine Zange, die vermittelst Kette an der Trommel befestigt ist, faßt das Drahtende, und indem die Trommel durch ein Triebwerk in Rotation gelegt wird, wird der Draht nach und nach durch das Eisen hindurchgezogen und automatisch auf die Trommel aufgewickelt. Soll dann die Stärke des Drahtes noch weiter verringert werden, so muß man ihn natürlich durch entsprechend kleinere Löcher des Eisens ziehen, bis der verlangte Querschnitt erreicht ist.

Das Ziehen hat natürlich eine Grenze, der Draht wird immer härter, der Widerstand immer größer; es wird durch häufiges Abreißen des Drahtes mancher Schaden angerichtet. Aber noch immer

sind die geringsten Drahtstärken nicht erreicht. Jetzt wird dem Draht durch Ausglühen und darauf folgendes langsames Erkalten wieder eine größere Weichheit verliehen, um das Ziehen fortsetzen zu können. Aber beim Glühen bildet sich wieder der Glühspan und nun hat man den unangenehmen Prozeß der Glühspanbeseitigung auf's Neue vorzunehmen. Vielfach versucht man die Glühspanbildung zu vermeiden, indem man das Glühen in luftdichten abgeschlossenen Töpfen aus Eisen oder Gußstahl bewirkt. Vollkommen ist aber auch dieses Verfahren nicht.

Von der Beschaffenheit des Drahtes hängt seine Verwendung ab. Geglähter Draht ist weich und leicht biegsam und für die Zwecke des Drahtbindens und Flechtens besonders geeignet. Zur Herstellung von Drahtnägeln, Drahtbüsten, Kränen usw. könnte man ihn nicht verwenden, denn diese sollen ja nicht weich, sondern hart und steif sein. Draht, der zu Sprungfedern verwendet wird, ist natürlich auch nicht gegläht; die Federn sollen ja starr und elastisch sein, jedem Druck nachgeben und doch immer wieder ihre Form annehmen. Dagegen ist für den Topfbinder geglähter Draht vortrefflich geeignet, da er sich in jeder beliebigen Weisebiegen, flechten und knüpfen läßt, sich dem zersprungenen Topf vollkommen anschmiegt und ihn fest zusammenhält.

So sehen wir, daß bei Herstellung eines scheinbar ganz einfachen Artikels gar viele Köpfe ihren Zug und i. re Erfindungsgabe aufzuzeigen, um ihn für alle die manigfachen Zwecke in der einen oder anderen Form geeignet zu machen. Gerade die unscheinbarsten Erzeugnisse bilden häufig den Gegenstand der gewaltigsten Industrie.



Die schottischen Hochländer einst und jetzt.

Von A. Conrady.

Gestaltung eines "glen", eines der schmalen Hochthäler, folgend, auf eine hochländische Ansiedlung stieß, der fand nicht mehr das eine, große Massenquartier der Urzeit vor, sondern eine größere Anzahl — 12 bis 20 — Hütten beherbergten, zu einem Weiler zusammengebrügt, die entsprechende Anzahl Familien, die den tig, das "Haus" bildeten. Der Name bestand ruhig fort, obwohl die ehemalige gemeinsame Haushaltung des tig längst nicht mehr existierte. Dem Freuden, der zum ersten Male ein solches hochländisches Dorf zu Gesicht bekam und eine der Hütten einer Besichtigung unterzog, bot sich ein merkwürdiger Anblick dar: "In den Hochländern ist eine Hütte," so beschreibt ein berühmter Engländer des 18. Jahrhunderts, Samuel Johnson, seine Beobachtungen, "aus losen Steinen erbaut, die meistens mit einiger Tendenz zur Kreisförmigkeit angeordnet sind. Sie rast auf einen Platz gestellt werden, wo der Wind nicht mit Gewalt auf sie wirken kann, weil sie keinen Mörtel hat, und wo das Wasser leicht ablaufen kann, weil sie keinen anderen Fußboden, als die nackte Erde hat. Die Wand, die gewöhnlich etwa sechs Fuß hoch ist, weicht ein wenig vor der Lothrechten Richtung nach Innen zu ab. Solche Sparren, wie zu beschaffen sind, werden dann: als Dach darauf angebracht und mit Haidekraut bedeckt, das eine starke und warme Dachdeckung ausmacht; ihr Fortschießen wird verhindert durch Seile aus zusammengeflochtenem Haidekraut, deren Enden von der Mitte des Daches bis zum oberen Rande der Wand reichen und durch das Gewicht eines großen Steines festgehalten werden. Licht dringt blos durch den Eingang und durch ein Loch in der Decke herein, das dem Rauche Auslaß gewährt. Dieses Loch befindet sich nicht gerade über dem Feuer, damit der Regen letzteres nicht anschlösst, und so füllt der Rauch natürlich den ganzen Raum an, ehe er entweicht." Die Hütte umfaßte nur ein einziges Gemach, das Nachts zur Unterbringung des Viehes diente. Die Strohlager der Familie befanden sich in den dicken Steinwänden.

Echt silberne

Montoir-Uhren, garantiert
gutes Werk, 6 Rubis, schönes, starkes
Gehäuse, deutscher Reichsstempel,
echte Goldrande, Emaille-Ziffer-
blatt, Mh. 10,50. Diese mit 2 echten
übernen Kapeln, 10 Rubis Mh. 13.
Schlechte Waare führe ich nicht.
Meine sämtlichen Uhren sind wirklich
mit abgesogen und genau reguliert;
ich gebe daher reelle 2 jährige schrift-
liche Garantie. Verlangt gegen Nach-
nahme oder Postsendung, Umtausch
gestattet oder Geld sofort zurück, somit
Befestigungen bei mir ohne jedes Risiko.
Seid Illustrirt Preiseliste über alle
Sorten Uhren, Ketten und Gold-
waaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und
Goldwaaren. Eingros-
Berlin 415. Neue Königstraße 4.
Reelle und wirklich billige Be-
zugsquelle für Uhrmacher und
Wiederverkäufer.



3000 russische Cigaretten
für M. 20 franko Nachn.
Jfr. Capier, per S. M. 10,50 und M. 14,
versendet R. G. Jauer, Wohlwowitz,
an der russischen Grenze.



Musikwerke o. o.
Grammophone o.
Phonographen o.
Photogr. Apparate
sowie alle Zubehör.

CARL GEYER
AACHEN.



Große Posten

künstliche Blumen

sollen schnell verkauft werden.

Probefläche nur Mh. 5,-

Manufaktur künstlicher Blumen
Hermann Hesse, Dresden-A., Schellstr. 12.

Täglich baares Geld
ist leicht und in unbegrenzter Höhe,
nicht als Nebenerwerb, können stetische
Personen ohne jedes Risiko verdienen.
Mit Angabe jederer Beschäftigung bef-
ab No. 520 F. Mecklenburg, Berlin 17.

Für Hand- und
Maschinennäheren
reelle vortheilh. Sorten,
empf. preisw., auch a. Priv. Must. gratis.
PAUL LODE, Mühlhausen i. Th. G.

Kanarienvögel!
Die Vögel, prima Völker, verl. gegen
Geb. Häpf. M. 8, 10, 12, 15 und höh.
Käbchen M. 1,50. Probeflügel gestattet.
August Friedrich,
Greifswald i. S., Sänmarkt 403.

Musik-Instrumente Saifen
Vortheilhafteste Bezugsquelle direkt von
Fabrikanten

Gustav Kreinberg
Markneukirchen's N.
Berlin C, Burgstr. 8, am königl. Schloss

Haarleidende
Personen bitten wir, die Prospekte unserer Firma
Dr. von Werlhof & Feige
gratuit und franko zu fordern.

Dieselben enthalten die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft höchst
prämierte, von Arzten empfohlene
Beste Methode der Gegenwart!
zur Verhinderung und Beseitigung von
Haarausfall & **Ergrauen** & **Kahlkopf** & **Schuppen**
und sonstige Erkrankungen der Kopfhaut und Haare
ferner
naturgemäße Beförderung des
Haar- und Bartwuchses
sowie durchaus unschädliche, giftfreie, waschbare,
sofort dauernd färbende Haarfärbere.

Direkter Versand erfolgt
kostenlos!
nur durch
Harry Feige, Meissen, Burgstrasse 5.

Echte, tatsächlich nicht einschneidende
Normal-Hemden
Macco-Hemden, Unterhosen, Unterjacken
u. w. verschieden direkt an Private billig
(Profiat u. Stoßproben franko unsonst)
Wollwaren Fabrik Georg Koch in Erfurt 6.

1000
lob. Aner-
kenntungen

Allen Voran

sind mein, gesetzlich ge-
schützt, elektr. Neuheit.
Elektr. Westentaschen-
lamp. Apollo, 5000 Er-
leuchtung, nur M. 3,25.
Bef. Ausführ. m. Ver-
größerungslinse, nur
M. 7. Erfas. Batter. M. 1.
Satz um. u. portofr.
C.F.Schmidt, Solingen 58
Elektr. Neuheiten
Scheideiterstrasse 10.

Garantie! Gefahrlos!

Nürnberg

Ochsenmaulsalat

versendet in feinster, unüber-
troffener Qualität, das 10 Pfund-
Postfass zu M. 3,50 franko gegen
Nachnahme.

Carl Wilh. Schöner,

Nürnberg.

Neuheit! (Ges.Gesch) Neuheit!

Universal
Löthwerkzeugkasten

Jedermann sein eigener
Klemmner



Jedermann kann nach der beigege-
benen Gebrauchsanweisung mit diesem
Löthwerkzeugkasten Klemmnerarbeiten
aller Art selbst ausführen, denn der-
selbe ist durchaus kein Spielzeug und
dient dazu, um Metallgegenstände jeder
Art und Größe aus Geschäftsbetrieb,
Werkstatt, Küche und Haushalt selbst
zu löthen und reparieren. Ist daher un-
entbehrlich und preiswürdig für Jeder-
mann, ist auch sehr praktisch zu Ge-
schäften und macht sich schnell bezahlt.

Der Kasten enthält sämtliche Werk-
zeuge, Apparate u. Substanzen, welche
zum Löthen aller Metalle nötig sind.

Durch die Beigabe reichlich Materials
und zwei größerer Kupferlötkolben
können auch schwerere Lötarbeiten da-
mit ausgeführt werden. Ausführliche
Gebrauchsanweisung für alle Löth-
arbeiten und Reparaturen liegt jedem
Kasten bei. Für wirkl. Brauchbar-
keit all. Werkzeuge wird garant.

Preis komplet. M. 7.

D. Versandgeschieht geg. Einsend.
od. Nachnahme des Betrages frk.

Ernst Aug. Pietsch
Chemnitz.

Korbflasche
mit 3 Liter hochs. echtem Portwein,
Sherr, Madeira, Marsala, Malaga,
Vino Vermouth ob. Valdepenas
(für Blutarme) nur Mh. 5,- influsio-
flasche gegen Portweinnachnme.
Rich. Cox, Weine ein gros, Köln.

Kleinig & Blasberg
Leipzig II
so nach grös. und franko
illustrierte Preisliste
zu 1000 Seiten über 1000
elektrischen Artikel

für Starkstrom-Anlagen,
Elektr. Klingel-, Telephon- und
Elektr. Moment-Beleuchtungs-
Anlagen.
Elektr. Lehrmittel u. Apparate.

Emil Klemm, Greiz i. U.

Versandhaus in

Damen-Gleiderstößen.

Größte Auswahl in Neuheiten!

Stücke franko geg. franko Rücksendung zu

diensten. Versand nur gegen Nachnahme.

Vertreter und Vertreterinnen
gegen hohe Provision gesucht.

Die Erwerbsquelle
weist Damen mehr als
160 Firmen nach, die
allerlei Arbeiten über-
haupt als Haupt- und
Beschäftigungen vergeben, und Herren mehr als 300 Firmen, die Neben-
und 15 & Porto oder unter M. 1,55 Nachnahme direkt franko zu bezahlen von
Herm. Thom's Verlag, Leipzig VII.

Chartreuse, grün und gelb von der Firma
Heintz & Cie., Paris, prämiert mit goldener und
silberner Medaille, unter
dem Etiquett
Madeleine statt d. Chartreusprieses v. M. 14
(franz. Produkt).
Als Tafel- u. Magen-
Liqueur sehr zu empfehlen.
Versand gegen Nachnahme durch das
Generaldepot: Leop. Sonder, München 31.

Schneidiger Schnurrbart in 8 Tagen!

Herr Andreas G. I. in Augsburg schreibt: „Ich habe Ihnen mit, daß ich nach Gebrauch ihres Bartforschungsmittels Cavalier einen scheinidigen Schnurrbart bekommen habe. Meine Collegen haben mich ganz bewundert, als sie mich nach 8 Tagen sahen. Einen besseren Beweis für die hervorragende Güte meines weltberühmten preisge-
trüfteten Bartforschungsmittels Cavalier gibt es nicht. Trotz aller nichtsgewöhnlichen Rivalen meiner Konkurrenz erzielt kein besseres und billigeres Mittel als Cavalier. Zur Sicherheit meiner Abnehmer garantie ich bei Nicht-
erfolg die Zurückzahlung des Betrages. Preis pro
Dose Stärke 1. & 2 M., Stärke III 3 M., Stärke III 6 M.
Ist besser wie I u. II besser wie I. Besonders gegen Nachn. ob. Voreinsendung.
Kostnad nur gegen Voreinsendung. Porto extra, bei 2 Dosen portofrei. Nur
allein 8ct bei Heinrich Küppers Nachf., Köln a. Rh. W. 51.
ältestes und größtes Geschäft diese Art am Platze.

Klein
Misslingen!
Enorme
Ersparnis!
Wasser

Trinken Sie gern
Kognak, Rum, Branntwein
oder Liqueur.
einen
hoch-
feinen

so werfen Sie nicht Geld fort für hoch-
versteuerte, durch Zwischenhandel verherte, oft höchst minderwertige fertige Fabrikate.
Verlangen Sie wertvolles Rezeptbuch
Die Destillation u. Brauerei im Haus-
halte", 9. Aufl., praktische Anleitung z. kinder-
leicht. Selbstbereit. v. Kognak, Rum, Brannt-
wein, Liqueuren, Bieren, Limonaden etc.,
welches überall in fr. geg. Einseid. von 40 & i.
Briefm. versendet Max Noa, Berlin N. 65 C.

Nähmaschinen
für Familien u.
gewerb. Zwecke,
auf Wunsch auf
Teilzahlung.
Abzahlung: 8, 10
bis 15 M. monat-
liche Abzahlung:
5, 8, bis
10 M. dabei er-
höhtlich billige
Preise bei aller-
bester Anfertigung.
5jähr. Garant. Bringmaschinen u.
R. 10 an. Preis wird je. zugehandt.
J. Jendrosch & Co.
Berlin NW., Siemensstr. 1.

Briefmarken-Preisliste
mit ca. 30 000 Briefen gratis,
Auftrag und Versand von
Sammlungen u. Gagelmarken.
Philipps Kosack



Kunst-Musikinstrumente
v. d. Fabr. Hermann Dölling jr.

Markneukirchen i. S. No. 484.

Kataloge gratis und franko.

„Die Frau“.

Das f. Familien wichtigste hygien.

Buch v. Frau A. Hein, fr. Oberhebamme

a. d. geburtshilf. Klinik d. Kgl. Charité

Berlin, sendet geg. 50 Pf. Briefmark.

Frau Anna Hein,

Berlin 100. Oranienstr. 65.

42 Millionen Mark.

Baargewinne, darunter, Hauptgew. von
600,000 300,000 210,000 200,000
180,000 150,000 etc. kommen
in einem Jahre bei 59 Ziehungen
durch d. Losgesellschaft, Germania
zur Verlosung. Keine Klassenlotterie,
keine Serien oder Ratlosen. Gesetz-
erlaubt! Kein Schwund! Prospekt
gratis u. fr. Monatsbeitrag nur M. 5 pro
Mitgliedsanteil. Anmeldeg. best. sub.
No. 169 F. Mecklenburg, Berlin 0.17.

Edle Kanarienhähne
tieftourentreich und weltbekannt,
beweg. jüch. Söhfling, Schafel-
roller, Snorren und tiefe Pfeifen,
à M. 8, 10, 12-25. Mit gold. Med.
prämt. Joh. Wink, Kanarien-
züchterei, Dresden A., Marshallstraße.

Stütz'sche Hühneraugenringe
(Füllringe m. Pfister-
tern), unübertroffen i.
Bezug auf Sicherheit und
schmerzlose Wirkt.
Kein Verzischen, deshalb
Schönung der ge-
jungen Haut. Schacht.
80 Pf. einzelne Menge
15 Pf. i. d. Apotheken.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperperformen durch unser
Oriental-Kraftpulver, preisgekrönt,
goldene Medaille Paris 1900 Hygiene-
Ausstellung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 6-8 Wochen bis 30 Pfund
Zunahme, garantirt unschädlich. Streng
teil - kein Schwund. Beste Dankschreib.
Preis: Karton A. 2. Röf-
anweisung o. Nachnahme mit Gebrauchs-
anweisung. Hygienisches Institut

D. Franz Steiner & Co.

Berlin 170, Königgräberstraße 78.

neuestes
Scherz-
Instrument der
fidele

Dudelsack

von Jedermann nach be-
folg. Anleitung sofort zu
spielen, f. allerlei Scherze,
überhaupt wo man herzlich
lachen will. P. St. 1,75, 4 St. (Quartett)
zum Kranklachen, 6,50, 6 St. zum Tod-
lachen 9,50 M. franko. Nachn. extra
Gotthardt Hayn, Breslau, 2. D.

Wer viel Geld will
verdiene, Spn. und
Musl. verlange Broschüre. Musl. gratis.

Int. Korr.-Bur., Berlin W. 30.

Briefmarken billigt.

Praisl. seitfrank.

August Marbes in Bremen.

Händler und Häusler

verlangt Praisl. über Stzg.,

Band-, Leders- und Stahlklaviere,

Seifen- und alle einschlägigen Artikel von

Wilhelm Sonnenberg

(Inhaber: B. Rosenblatt, Hamburg),

Großneumarkt 24, Spez.-Groß-

Ges., nur f. Händl. Häusler, Mess- u.

Marktreis. Verl. überallh. geg. Nachn.

Emil Klemm, Greiz i. U.

Versandhaus in

Damen-Gleiderstößen.

Größte Auswahl in Neuheiten!

Stücke franko geg. franko Rücksendung zu

diensten. Versand nur gegen Nachnahme.

Vertreter und Vertreterinnen
gegen hohe Provision gesucht.

Zigarren aus Konkursmassen.			
Sumatra	4 A-Sig.	100 St.	M. 2,50
" m. Brasil	5 "	100 "	3,-
" m. Feijz	6 "	100 "	3,80
" m. Gav.	8 "	100 "	4,80
Mejito mit Hoema	10 "	100 "	5,50
Import 20-50	100 "	10-25	
Bon 300 Stück ab portofrei.			
Zigarren-Partie-Haus und Verlandgeschäft			
F. M. Harlander,			
Berlin-Kreuzberg 214, Kreuzbeckerstr. 150.			

PATENT-BUREAU
Carl Scheinberger
HAMBURG Gr.Burstr. 49.
Telephone Amt. I. N. 549.
Den Lesern der "Neue Welt"
kostenlose Auskünfte!



FÜR NUR 4½ MARK

gegen Nachnahme versenden wir die
neueste Mundharmonika-Harfe,

ein einfaches und effekt-
vollstes Musikinstrument.

Siebermann kann es mit Leichtigkeit
erlernen. Grobartig für Ausflüsse,
Konzert und Tanz. Musik schön und
ergreifend. Auf der Mundharmonika
bläst man einfach die Melodie und
die Begleitung schlägt man auf der
Zither oder Harfe. Die Mund-
harmonika-Harfe ist kein Spielzeug,
sondern ein wirklich gebildetes Mu-
sikinstrument, hat 12 Saiten (3 Bässe und
3 Accordgruppen), ist höchstens leicht
und mit Augen versehen. Die Mund-
harmonika ist zötönig extra für diesen
Zweck angefertigt. Länge der Harfe
ca. 50 cm. Verband mit allem Zubehör,
wie Schule, Ring, Schlüssel und Karton.

Deutsche Violon-Zither-Compagnie

G. m. b. H.

Neuenrade 2 (Westfalen).

Nur noch 8 Mark!



lowest untere Saiten u. von
höheren Saiten Drehorgel, u.
mit 14 Saitenstimmen ver-
fügt. Während Amorette Orgel
nur mit gesetzten Notenblättern
gespielt werden, finden bei uns
Orgeln nur gelöste Me-
tall-Blätter Verwendung.
Beschädigungen lange
Zeit nicht ausgekehrt.
Doch übertrafen unsere
Orgeln infolge der

Stahlstimme

durchdringen gemessen starken

alle künstlichen nur mit Metall-

Man achtet deshalb den

Orgeln Nr. 0 mit 16 Sta-

itimmern kosten nur 10

Nr. 2 extra klein u. solide 11 M. Amoreto-Orgeln m. 32 Stahlstimmen 15½

Ariosa-Orgeln mit 36 Stahlstimmen 25½ M. Metallblätter für die

mit 48 Stahlstimmen Preis 48 M. Unsere kleinen Orgeln, selbst die kleinsten

eignen sich sowohl zur Unterhaltung als wie auch zu Tanzzwecken und sind die neuen

und schönsten Nieder-, Obers-, Tänze, Märkte, Chorale im größten Auswahl vor

Garantie: vorzüglich. Viele Annehmlichkeiten. Verhandlung

Nachnahme. Vorraum bei den kleineren 80 Pf. Mignon, Balliston u. Orgeln

zu staunend billigen Preisen. Katalog gratis u. rückgängig. Man bestelle nur

Meine verbesserte Kühl- und Trockenrauch-Pfeife

(D. R. G. M. patent-
amtlich eingetragen), mit Speicheltrichter im Rohre u. Nikotinfang
im Abgusse, bleibt bei ganz geringer Auf-
merksamkeit fast trock u. rein, ist
spielerisch leicht.

Unreinlichkeiten nicht
in Berührung. Wird von
Rauchern s. gelobt u. viel
nachbestellt. Kurze Pfeife, ca. 27cm lang,
aus echtem unverbrennlichem
Brayèresholz, echtem
Weichselrohr. Prima Kern-
spitze wird auf Wunsch
auch flach, breiter od. m.
dünner. Offizierspitze
gefeiert, alle Theile weit
gehobt, in nur von mir
gefertigt. eleganter, dauerbarer Ausstat-
tung. Kopf hält viel Tabak, geschlitzt pr. Stück
M. 3,25, nicht geschnitten
u. 3, bei vorheriger Cassa-
Porte 20 A. gegen Nachnahme Porto
u. Rechnungsabrechnung Preisliste
der C. H. Schroeder Pfeifen-
fabrik, Eickel, No. 31.

So lange der Vorrath reicht! Notkenntnisse sind nicht erforderlich, da nach
der beigelegten Schule Jeder das Spielen mit Leichtigkeit erlernen kann. Diese neue Patent-
zither (mit Ebenholz) hat 41 Saiten (5 Accorde), ist reich ausgestattet, mit hoher Blumenab-
bildung u. kein

Größe ca. 50 cm. Versand mit Schale, Bogen, Colophonium, Ring, Schlüssel, eisengener Schnurpiere und einigen Notenblättern.

Hobbing! Wie arbeiten die Leute! Hobbing!

H. W. in Algermissen schreibt: Ihre Violon-Zither ist geradezu un-
schätzbar. Klang wie Klavier und Geige, leicht erlernbar, bin mit sehr zufrieden. Nun bestelle bei der

Deutschen Violon-Zither-Comp., G. m. b. H.,

Neuenrade 2 (Westfalen).

Nur 10 Mark,
früher

20 Mark.

Rechnungsabrechnung Preisliste
der C. H. Schroeder Pfeifen-
fabrik, Eickel, No. 31.

Buchführung, lehrbrieflich.

Proprietät, Probepr. 0. Hartel, Görslitz.

Gustav Güdeking, Hamburg 42.

Letzte grossartige Neuheit
(D. R. Patent A.) ist das
Sicherheitsrasiermesser "Volksfreund"

die bisherigen Nebenstände bei Sicherheits-
rasiermessern fallen bei meinem Volksfreund
gänzlich fort, doppelter Griff, ein Verleben
ganz ausgeschlossen, jeder Ungeißt faßt sich
sofort ohne Gefahr in 2 Minuten rasieren,
Preis 3 Mark franco gegen Nachnahme,
14 Tage zur Probe! 2 Jahre Garantie!
Zurücknahme, wenn nicht gefällt oder illu-
trisch, ebenso versende Rührmesser ohne
Schwierigkeit, alles aus bestem Silber-
stahl unter 2 Jahr. Garantie, 35 verschiedene
Muster von 1,50-8 Mark pr. Stück zu
jedem Werk passend. Die weltbekannte
Haarmaschine "Volksfreund"

für jede Familie zum Selbstschneiden
nur **Mk. 4,60** Porto
alles 14 Tage zur Probe! 2 Jahre Garantie!
versendet die Stahlwarenfabrik von
Friedrich Wilhelm Engels

Nummern-Gräfrath b. Solingen, 171

Großen illust. Katalog mit 1800 Abbil-

dungen und vielen Neuerheiten versendet an

Wermann umfangreich portofrei.

Utreter an allen Orten geführt.

Wunderrohr

großartiges Kunstwerk, zaubert vi-

Millionen prachtvolle Bilder, fah-

lang abwechselnd, immer reizende

Heiligen, M. 5, 15, 30, Blütfühl. Preis

J. Battice jr., Balve 11 (Westfalen)

Kaffee! Kaffee!

Java-Sideria, extra feiner, großbohngiger

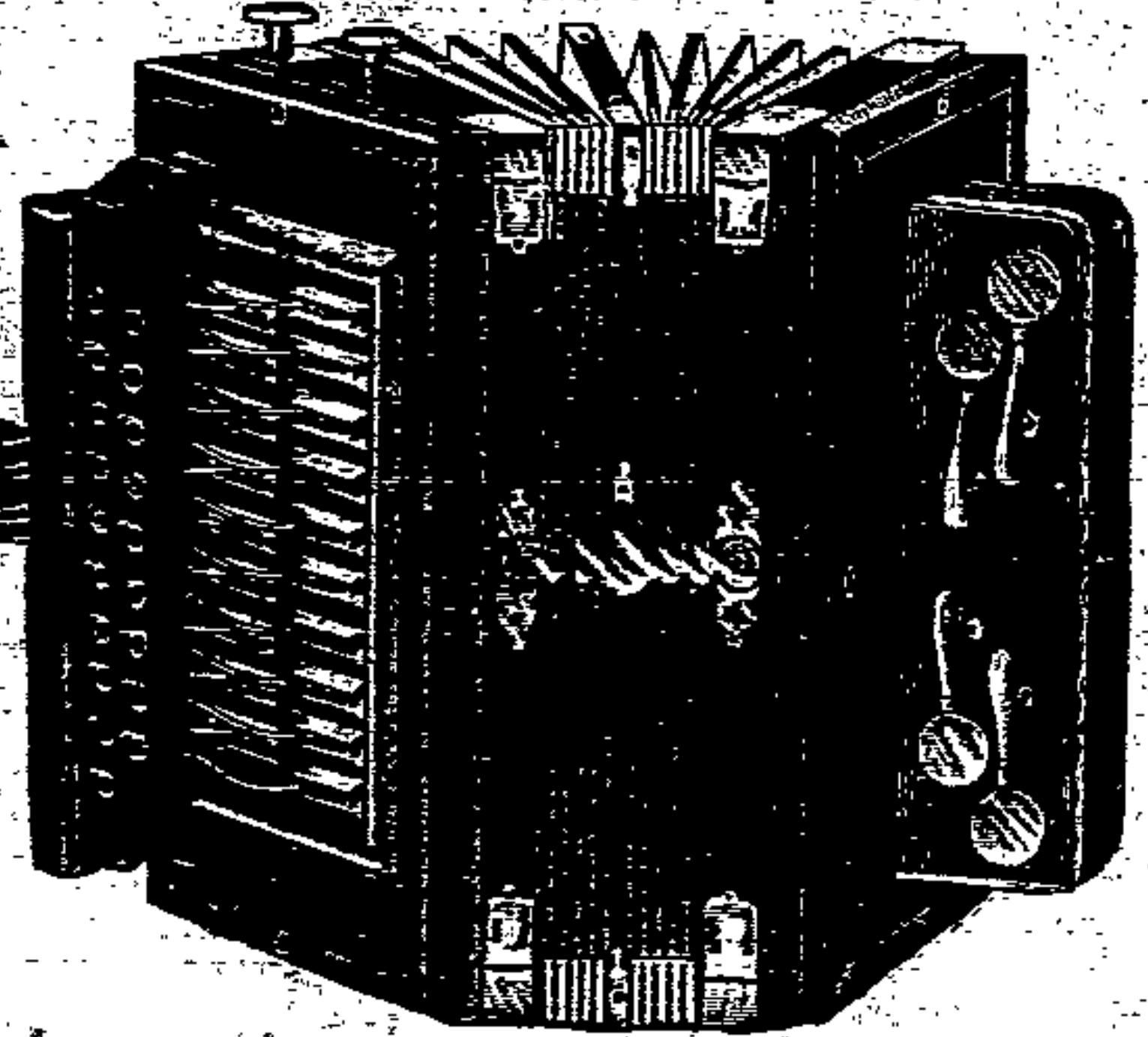
gelber Kaffee, roh, à 100 gr. hoch-

fein gebrannt, à 100 gr. versendet

franco in 10 Pf. Stückchen.

Gustav Güdeking, Hamburg 42.

Jeder Harmonikaspieler



sollte wissen, daß die berühmten Peratho-Concer-

Harmonicas nur von der thätsächlich ältesten u.
größten Neuerhaber Instrumentenfabrik von Hün-
schr zu beziehen sind. Keine Konkurrenz darf sol-

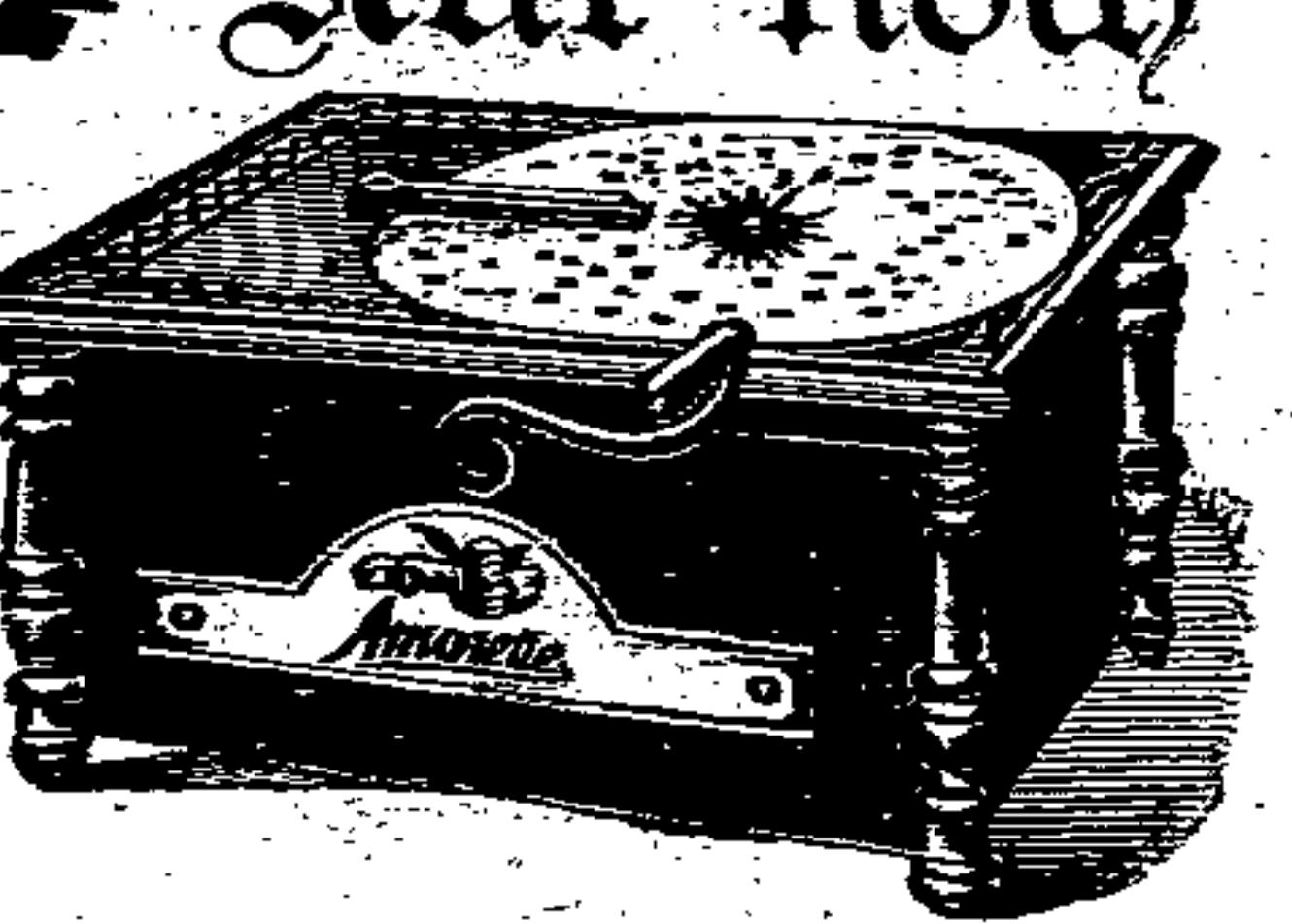
liefieren. Als kolossal billig

für nur **Mk. 8,50**.

Vier Wochen zur Probe gegen Nachnahme versen-
det die zweitgr. Künstler-Harmonica "Meteo", ver-
sehen mit 19 Taschen, 4 Kontrabassen, zweitgr.
Klarinette mit Verdeck, Schallringen und sonstigen
Verzierungen, oder auch mit offenem Nickelklaviatur
wie oben abgebildet, ferner versehen mit Dopp-
balg, reichem Griffstag, Inhalten, Metallbalg-
fallendenknöpfen, doppelseitig harmonium-
artiger Musik. Leichte Ansprache der Stim-
me, gesättigtes und handliches Instrument. Gu-
te, reizliche Harmonicas mit 10 Taschen, 2 Bässen, offen-
er Nickelklaviatur, große töne Instrumente
mit weitausziehbaren Doppelbalgen. Preis mit zwei
Registern schräg M. 4,25, schräg mit drei Registern
M. 5,75, schräg mit vier Registern M. 7,25, schräg mit
fünf Registern M. 9,75, schräg mit sechs Registern
M. 11,25. Mit Glockenbegleitung 30 gr. geschützter
Tremoloapparat 50 gr. mehr. Bevor Sie anderswo
eine Harmonica kaufen, verlangen Sie meinen Katalo-
gus mit großer Auswahl neuer moderner Modelle zu se-
higen Preisen.

Heinr. Suhr, Neuenrade 2 (Westfalen).

Nur noch 8 Mark 8,70



sofort die beliebte grosse 1er Amorette-Drehorgel, ca.
34 cm lang, 25 cm breit und 17 cm hoch. Diese ist sehr
dauerhaft und schön gearbeitet, eignet sich durch ihren lauen
Ton zur Unterhaltung ganzer Gesellschaften. Der Ratten-
fänger, "Märchenlaube", "Putt Putt", "Instrumentalwelt", ...Viele
Gott wir loben dich, ...Ich bete an die Macht der Siche...
und viele andere neuzeitliche Musikstücke spielt man mittwoch aus-
wechselnd. Notenheften am derselben. Tänze, Lied-
Annehmlichkeiten und Nachbelüftungen. Diese Orgel in höch-
ster Ausführung, 16 Stahlstimmen und Säulen mit
M. 10,50. Die Hercules-Amoretten-Drehorgel (grosser
Salon-Instrument) genügt für gröbere Räume, ca. 43 cm
lang, 32 cm breit, 19 cm hoch, mit 18 Stahlstimmen und
M. 14,50. Zu jedem Instrument gebe einige schöne Stim-
men gratis. Garantie, Umtausch oder Geld zurück. Man beziehe bei

Heinrich Suhr, Neuenrade im Westf. M. 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

"Saxofon für die Oper" von Dr. Seeger, Preis M. 2,50 nur
M. 1,50, zur Nachnahme M. 1,25.

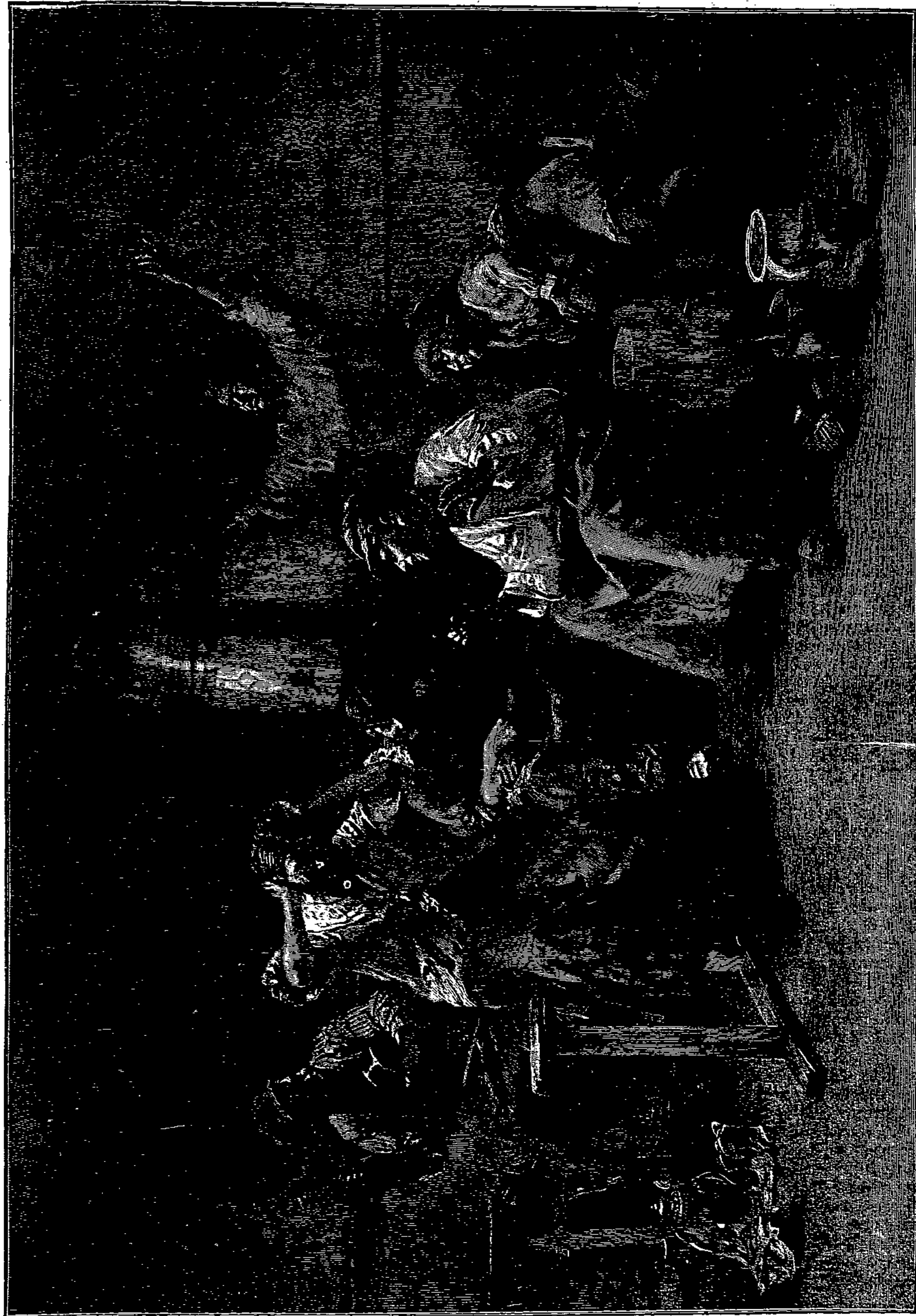
V. Willendorf, Berlin, Postamt 2.

Sieben bis zehn "Saxofone" von Dr. Seeger, Preis nur M. 1,--
zur Nachnahme 1,50.

Den Wohnstätten für Mensch und Vieh am nächsten erstreckte sich das Ackerland des Dorfes durch die Thalhöhle und auch noch die Abhänge hinauf, wo sie nicht gar zu steil waren. Davon wurde nur ein kleiner Theil beständig unter Bebauung gehalten, dies sogenannte Innenfeld bekam den ganzen Dünger. Das minderwertige Außenfeld dagegen wurde immer nur zu einem kleinen Theil bestellt und trug dann wieder eine Anzahl Jahre nur Gras, während ein anderes Stück in Angriff genommen wurde. Getaut wurden blos Sommerfrüchte und zwar auf dem Innenfeld gewöhnlich in drei Schlägen, von denen einschließlich zweier mit Hafer, einer mit Gerste bestellt wurde; zuweilen gab es auch vier Schläge, von denen immer einer brach lag. Eine weitere Abtheilung des Landes fand vielfach garnicht statt. In manchen Theilen des Landes war nämlich eine Form des agrarischen Betriebes noch recht verbreitet, die den Namen „Zusammenpfügen“ trägt. Die sämmtlichen Dorfgemeinschaften pflegten, säetem und ernntem gemeinsam und theilten erst das eingezogene Produkt untereinander zum Verbrauch im Einzelhaushalt. Eine andere Form des „Zusammenpfügens“ kam der gewöhnlichen Art kleinbäuerlichen Betriebes schon näher: da pflegte man blos gemeinsam, während das Säen und Ernten jeder auf dem ihm zufallenden Theil des Landes selbstständig vornahm. Diese Art zu wirthschaften stellt den Übergang zu der in jüngerer Zeit bei den Hochländern ge-

bräuchlichsten Betriebsform: sie ist vollkommen analog der im Mittelalter bei den deutschen Markgenossenschaften üblichen. Das Land wurde in eine Anzahl

dessen seiner „Nachbaren“. Jedes Jahr fand eine Neuauflösung des gesamten Ackerlandes statt, die durch das Loos vorgenommen wurde. Die Gütern



In der Werkstatt. Nach dem Gemälde von Zoltán Vereß.

Photographie-Berlag von Franz Courtinck in Gründen.

Gewannen, diese wieder in eine Anzahl Streifen zerlegt, deren so viele waren, wie vollberechtigte Gemeinschaften in dem „tigh“. Jeder von ihnen hatte also eine Menge von Parzellen über die verschiedenen Theile der Dorfmark verstreut, in Gemengelage mit

bezeichneten dieses System der Gemengelage und periodischen Neuauflösung als mor earran: „große Theilung“. Englisch wird es ranridge genannt.

Wenn das Ackerland zwar gemeinsames Eigentum war, aber in der Mehrzahl der Fälle von Jahr zu

Jahr unter die Dorfgenossen zur Einzelwirthschaft aufgetheilt wurde, so war dagegen das Weideland in allen Fällen nicht nur Gesamtbesitz, sondern wurde auch gemeinsam ausgenutzt. Das Vieh selber — Ochsen und Kühe, Pferde und Schafe — gehörte längst nicht mehr der Gemeinschaft, wie in den ältesten Zeiten, wohl aber wurde der Viehbesitz jedes Einzelnen mit dem aller übrigen zusammen, in eine große Herde vereinigt, zur Weide getrieben. Im Winter ging das meiste Theil nicht an; da fütterte der hochländische Bauer sein Vieh in der Hütte mit dem schlechtesten Theil der letzten Ernte. Sobald es aber Frühling ward, trieb man das gesammelte Vieh auf die gerade brachliegenden Flächen des Ackerlandes und auf die nächstliegenden Hügel. Da blieb es der Obhut des in Naturalien bezahlten Dorfschirten überlassen, bis Anfang Juni die Arbeiten des Pflügens und Säens erledigt waren. Dann verließ die ganze Einwohnerschaft mit Kind und Kegel Dorf und Thal und zog mit dem Vieh „auf Sommerwohnung“ in's Gebirge. In Semihütten deutbar primitivster Konstruktion hausten die Hochländer hier: Tore oder Rosentüre dienten als Baumaterial, so daß der Wiederaufbau keine übermäßigen Schwierigkeiten machte, wenn die vorjährige Hütte den Witterungseinflüssen der rauhen Jahreszeit erlegen war. Hier verbrachten die Gelen, was ihnen als der angenehmste Theil ihres Lebens im Frieden erschien. Mit dem Hütten des Viehs auf den riesigen Gemeinweiden, der Herstellung von Butter und Käse beschäftigt, verweilten sie im Gebirge bis zum Herbst; bis das Bevorstehen der Ernte und die ungünstigere Witterung die Rückkehr in's Thal und das Beziehen der Winterhütten möglich machten.

Neben dem Sommerleben des Hochgebirges waren in friedlichen Zeiten die Lieblingsbeschäftigungen der Hochländer Jagd und Fischfang, die jedem freistanden und, mit Eiser betrieben, wichtige Faktoren für die Nahrungsbeschaffung bildeten. Damit war die Viehzüchtigkeit des gälischen Bauern aber noch nicht erschöpft: er versuchte sich auch in allen möglichen Handwerken. Städte oder größere Dörfer erinnerten in den Hochländern nicht, so lange die alten Zustände dauerten. Es gab also auch keinen Binnenhandel und kein von der Landwirthschaft abgesondertes Gewerbe. Der einzige Handwerker, den die Hochländer aufzuweisen hatten, war der Schmied: er war ein sehr geschickter Mann. Alle übrigen gewerblichen Erzeugnisse waren Produkte des Haushaltzes der gälischen Bauern, soweit sie nicht aus dem Auslande in die Berge hereinbrannten. Mit den Bewohnern der schottischen Lowlands und selbst den nördlichen Grafschaften von England unterschieden die Hochländer nämlich in der That einige Handelsbeziehungen. Seden Herbst nach der Ernte wurden Herden von Schafwollfleisch unter der nötigen Bedeutung nach den Märkten des Südens getrieben und gegen andere Handelsartikel, die der Hochländer gebrauchen konnte, ausgetauscht. Auf diese Weise kam auch das wenige Kleingeld in die Hochländer, das dort vorhanden war. Sozusagen Naturalien aller Art, besonders Vieh und Getreide, die Stelle von Geld.

Die gälischen Viehhändler waren zweifellos die originellsten Betreiber ihres Staates, die um 1700 auf britischen Boden überhaupt einzuziehen waren. Mit der selbstbewußten Haltung eines spanischen Grundherren sahen sie ihr Vieh, unbekümmt darum, daß nach „schottischer“ Sichtweise ihre Abreise bis zur Urauswahl eigentlich unangemessen war: das unterordnungsähnliche Kleidungsstück, das sie an Stelle von Hosen trugen, ließ die wulstige Waden frei. Seher Träger dieses Vorwurfs aber war jetzt überzeugt, daß es keine vornehmere Stadt als die seine geben könne; denn der heilige Paulus, mit dem der Oberkörper drapiert war, zeigte die Fächer des Clans, dem angehörten Volk war. Wie in der Urzeit an den Bildern, die auf dem Leib zuwanden waren, so erkannte man jetzt an dem Körper des „Dorians“ die Clan-

zugehörigkeit des Hochländer. Die Anordnung und Farbe der Streifen war für die verschiedenen Clans verschieden, in jedem einzelnen Clan bei allen Mitgliedern identisch. Identisch war auch der Zuname. Wer z. B. vom Clan Ivor, den „Kindern des Ivor“, war, die ihren Ursprung auf einen angeblichen Stammbaum Namens Ivor zurückließen, der führte den Namen Mac-Ivor, Sohn des Ivor, den also außer ihm Hunderte von anderen Menschen trugen. Um den Einzelnen kenntlich zu machen, nannte man ihn beim Lauftnamen und fügte einen Beinamen zu, der auf irgend eine körperliche Eigenhümligkeit, meistens die Haarfarbe, Bezug hatte. Da das noch nicht genügte, verband man damit den Namen des Vaters mit entsprechendem Zusatz und konnte so noch ein Stückchen im Stammbaum zurückgreifen, so daß ein Mitglied des Clan-Grant also namhaft gemacht wird: der weißhaarige Donald Grant, Sohn des grauhaarigen Donald, des Sohnes des rothaarigen Donald, des Sohnes von Johann.

Die Uniformität der Kleidung und das Namenssystem lassen schon darauf schließen, daß in den Mitgliedern jedes einzelnen Clans nach wie vor das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft aller Clangenossen lebendig war, daß der gälische Bauer nicht in dem engen Interessengespann seines Dorfchens anging. Und in der That war der „tigh“, wie in den ältesten Zeiten, nur eine Unterabteilung des Clan, der für alle zu ihm zählenden tighs den maßgebenden Mittelpunkt des ganzen wirtschaftlichen und politischen Lebens bedeutete, oberster Eigentümer des den tighs überlassenen Landes war. Es gab auch noch den Stamm, der aus mehreren Clans von gemeinsamer Abstammung bestand und den Häuptling des angehörenden mit ihnen zum Führer hatte. Das Gefüge des Stammes war aber recht locker, so daß zwar seine Clans gegen gemeinsame Feinde meistens gemeinsam in den Krieg zogen, andererseits aber auch zwischen untereinander Krieg führten, wobei z. B. unbewohntes Stammeland das Streitobjekt darstellen konnte. Im Clan waren entsprechende Vorgänge vollständig ausgeschlossen. Ein so inniges Gefühl der Solidarität hielt alle seine „Häuser“, alle seine Angehörigen zusammen, daß, nach dem einstimmigen Zeugnis aller zeitgenössischen Beobachter, der einzelne Hochländer mit seinem ganzen Stamm und Trachten vollständig im Clan aufging, egoistischen Beweggründen vollständig unzügiglich war. „Kein Hochländer“, so schreibt eine gälische Schriftstellerin des ausgehenden 18. Jahrhunderts, „dachte jemals an sich selbst als ein Individuum...“. In den unbedeutendsten sowohl wie in den ernstlichsten Angelegenheiten fühlte er sich als Einheit von Männern, die durch die dauerhaftesten und stärksten Bande zusammengefestet waren. Er dachte an sich selbst nur mit Bezug auf Sie, welche vor ihm gewesen waren, und auf Sie, welche nach ihm kommen sollten, auf jene Unsterblichen, die in unvergänglichem Sang und in Erzählungen von Heldenhaten fortlebten, und auf jene bevorzugten Wesen, die durch ihre Geburt Leben ihres Ruhmes sein sollten... Man könnte denken, das nähere blos den Hochmut; aber außerdem hatte es eine in hohem Grade sittliche Tendenz. Es war diese innige Verknüpfung mit dem Andenken der vergangenen, den Hoffnungen der zukünftigen, dem Interesse und der Ehre seiner gleichzeitigen Clanbrüder, die, all' sein Denken und Fühlen durchdringend, ihn über den Bereich jeder Art von Selbstsucht hinauswog...“

Das ist keine romantische Uebertreibung, sondern eine höchst erhabte Thatache. Man darf aber deshalb den Hochländer der Clanzeit nicht für einen Idealmenschen halten; denn sein Charakter zeigt auch ganz erhebliche Schattenseiten. Gewiß war er innerhalb seines Clans durchweg ein Muster aller sozialen Tugenden, aber auch innerhalb der Grenzen seines Clans und gegenüber Deneren, die denselben Namen und denselben Platz trugen, wie

er. Die Angehörigen anderer Clans dagegen galten meistens als Feinde, denen man andern Rücksichten als die Verpflichtung zur Gastfreundschaft und zur Erhaltung von Versprechen nicht schuldig stand und Mord, die unter den Clangenossen undenkbar waren wie ein Watermord, konnten gegen den stammfremden Gelen und nun gar den befreiteten „Sachsen“ als durchaus preiswürdig Theorie aus dem Gebiet eines anderen Clans oder aus den Lowlands, wenn die Gelegenheit sich bot, Vieh auf gute Weise mitgehen zu lassen. Derartige Neuzüge waren denn auch so häufig, daß zahlreiche Grundbesitzer in der Nähe der Hochländer es gerathen fanden, den benachbarten Clanhäuptlingen eine jährliche Abgabe, das sogenannte blackmail zu errichten. Dafür blieben sie dann von dem unvermeidlichen Viehdiebstahl der Gelen verschont. Noch gegen 1745 kamen auf diese Weise gegen M. 600 000 jährlich in Gestalt von Geld in Vieh in die Hochländer. So wenig erkannten die Hochländer irgendwelches Sittengesetz in ihren Beziehungen zu Stammfremden an, daß es nicht möglich war, von ihnen zu Gunsten eines benachtheitigten Fremden ein belastendes Zeugnis gegen den schuldigen Clangenossen zu erwirken: der Clangenosse war eben in ihren Augen allemal im Recht. Eine juristische Instanz, die allgemein anerkannt werden würde, gab es in den Hochländern nicht außerhalb der Clangrenzen galt die Selbsthilfe. Daraus entsprang die Häufigkeit der Bluträte, denn alle Clangmitglieder waren verpflichtet und gewillt, für einen getöteten Clangenosse an allen Mitgliedern des fremden Clans, den der Mörder angehörte, Rache zu nehmen. Wo in dieser Weise allemal der ganze Clan für den einzelnen Angehörigen haftbar war und für ihn eintrat, da konnte der blutigen Gewalt haten und der grausamsten, hinterlistigsten Feinden gar kein Ende sein: erlaubt schien, was ausführbar war.

Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß der Hochländer beständig bewaffnet einherging und sich fleißig im Gebrauch der Waffen übte. In der Neuzeit war die Muskete unter den Gelen zu allgemeiner Verbreitung gelangt und wurde von ihnen mit gleicher Virtuosität gegen Thiere und Menschen benutzt. Für Kriegszwecke aber erfreuten sich größerer Beliebtheit die alten nationalen Waffen: das Langschwert (claymore), der Dolch und der Mundschild. Mit dieser alterthümlichen Ausrüstung sind die Hochländer noch 1745 den Engländern entgegentreten, als zum letzten Male eine große Anzahl von Clans eine große Heerfahrt gegen die „Sachsen“ unternahm. Bis in die Gegend von Derby drangen sie vor. Schließlich freilich erlagen sie der feindlichen Übermacht bei Culloden (1746) und wurden nun ihrerseits in die eigene Heimat verfolgt und endgültig zur Unterwerfung gebracht. Vor dieser Katastrophe aber hatten sie die beiden großen Siege bei Preston Pans und Falkirk über die disziplinierten Engländer erfochten mit derselben Primitivität Tattis, die ihnen auch in früheren Zeiten oft zum Erfolg verholfen hatte. Clangeiste gezeigt gingen sie vor und eröffneten den Kampf mit einer Klintensalve; dann stürmten sie in großen Säulen, die Tattische an der Linken, das Langschwert in der rechten Hand, vor, um zum Handgemenge zu kommen, in dem ihre Stärke und Gewandtheit zur vollen Geltung gelangte. Die Namen Macgregor, Macpharlane, Macivor, Macalan, und wie die Clans alle hießen, sind für das reguläre Militär lange Zeit Worte des Schreckens gewesen, so daß leicht eine Panik ausbrach, wenn es galt, den gälischen „Wilden“ entgegenzutreten. Wie sehr die britische Regierung die militärische Lückigkeit der Hochländer zu schämen wußte, dafür bildet den sprechendsten Beweis die ausgedehnte Aufstellung hochländischer Regimenter nach der Pacifizierung der von den Clans bewohnten Gegenden.

(Schluß folgt.)

Wasser.

Erzählung von Lulu v. Strauss-Corney.

Die große Stube der Schenkwirtschaft war schon ziemlich voll, es war ja auch Sonntag. Die beiden, die zuletzt herein gekommen waren, setzten sich an einen noch leeren Tisch.

Der Eine von ihnen, ein breitschultriger Mann mit wetterbräuntem, gutaussehendem Gesicht, kloppte einmal laut auf die Tischplatte.

"Stine, zwei Glas Bier!"

Das Mädchen am Schenkstisch nickte, ohne zu antworten. Gleich darauf kam sie mit den beiden Gläsern, von denen der Schaum herunter troff, und setzte sie vor die Gäste hin.

"Tag, Fritz! Tag, Tönnies! Auch 'mal wieder hier?"

Der Mann nickte ihr zu.

"'n Tag, Stine. Kumm, sett Di 'n beten her, heft ja woll' lid, vor sind just nich veel."

Das Mädchen zögerte einen Augenblick, dann setzte sie sich auf das Ende der Wandbank, neben den kleinen Buckligen, der bis jetzt noch kein Wort gesagt hatte und nun etwas zur Seite rückte.

"Na, wie geht's auf Ellerhof?" fragte sie, "habt Ihr die Kartoffeln schon herein?"

Der große Mann schüttelte den Kopf.

"Nee, noch lange nich. Is ja schlimm, wir haben nich Hände genug. Zwei Morgen sind noch in'r Erde."

Das Mädchen sah nach dem Fenster, an dem die Regentropfen herunterflossen.

"Is man schlechte Witterung dafür. Wenn die Weser man nich wieder groß wird und Euch über'n Hals kommt wie vorig Jahr. Hände genug habt Ihr aber doch woll. Zwei Knechte, um denn die Magd —"

Er zuckte die Achseln.

"Eis nur ja doch immer auf dem Hofe bleiben, wegen dem Bieh, und Allem. Er kann ja doch nichts" — er zeigte nach dem Buckligen — "ja, das wäre Alles anders, wenn 'ne Frau auf'm Hofe wäre. 'n Hof ohne Frau, das is nichts."

Dem Mädchen stieg langsam das Roth bis unter den blonden Scheitel, sie wandte den Kopf weg.

"Tönnies, hast 'mal wieder was Schönes gelesen in Deinen Büchern?" redete sie den Buckligen an, "sonst weißt Du doch immer 'ne Masse Geschichten, ich hör' sowas immer so gerne."

Der kleine Verwachsene hatte die ganze Zeit, während Stine mit dem Anderen sprach, ziemlich unzufriedig aus dem Fenster gestarrt; jetzt fuhr er herum und sah dem Mädchen in's Gesicht.

"Geschichten — ja so, Stine" — stotterte er, "diese Woche hab' ich nicht viel gelesen — blos die Zeitung vom Auntshofe."

"Ach ja, die Zeitung!" Das Mädchen nickte und stand auf, "ich hab' Dir auch eine alte aufgehoben. Ich dachte, Du magst so Zeugs ja doch immer gerne. Ich will sie gleich holen."

An einem der anderen Tische wurde geslopft, sie mußte rasch hin. Die Brüder blieben erst allein, dann kamen ein paar Bauern herein, die sich zu ihnen setzten und ein Gespräch aufzogen. Stine kam nicht wieder.

Nach einer Stunde stand Fritz Nodemeier auf.

"Blow man sitzen, Tönnies. Ich will betahlen, wie mit nah Hus."

Der Bucklige beugte sich vor und folgte ihm mit den Augen, wie er an den Schenkstisch ging. Er stand ein paar Augenblicke und sprach mit Stine, während er ihr die Groschen hinschob, einmal lachte das Mädchen auch. Tönnies rumzelte die Stirn und stand auf, als ob er auch hinübergehen wollte.

Aber da kam Fritz schon zurück. Er ging noch einmal an seinen Platz, trank seinen Rest Bier aus und rückte an der Kante.

"Abjus of tohmen!"

Die beiden Brüder sprachen nicht, während sie zusammen durch den rieselnden Oktoberregen nach Hause gingen, erst die Dorfstraße entlang, dann

zwischen den Hecken und zuletzt über den großen Gemeindebeidekanal.

Einstmal lachte Fritz vor sich hin. "Nee, Tönnies, wat de Vollemeyer mi vertellt hett —"

"Läßt man. Ich hab'r nichts von gehört," sagte der Bucklige barsch.

Fritz war still. Er kannte das an Tönnies, der hatte öfters so seine schlimmen Tage.

Mitten auf dem Kamp blieb er stehen.

"Es mit noch mal 'rümmergahn und nah dat Bieh tieken, um na de Bäre. Gah man nah Hus."

Der Bucklige nickte nur. Fritz ging kurts ab über den weiten Graskamp, der überall bis an die hohe Hecke hin mit schwarzbunten und rothen Kühen gespickt war. Ellerhof lag am anderen Ende des Kampes, über den der Hofbesitzer die Ansicht hatte.

Tönnies ging allein weiter, mit seinem schiefen, ungleichen Schritt. Er sah immer vor sich hin, wie in tiefen Gedanken.

Als er die Kette an dem niedrigen Balkenhof zum Hof aufschalte, sprang der Hund an ihn herauf, ein struppiger, hochbeiniger Hörter. Er fuhr ihm mit der Hand über den Kopf.

"Kusch, Alt! Braves Thier! Komm mit!"

Das Thier lief dann hinter ihm her über den stillen Hof, wo das Gras zwischen den Steinen herans wuchs, und wo blos noch ein paar Hühner scharrend; dann in's Haus, eine steile Stiege heraus, bis in seine Kammer.

Da saßte Tönnies Nodemeier sich auf den Stuhl am Fenster. Er hatte sich von dem Wandbord über seinem Bett aus dem Haufen zerstreuter Bücher eins herausgenommen, aber er las doch nicht. Er saß nur und sah hinweg, den verwachsenen Rücken seitwärts an die Fensterbrüstung gelehnt.

Es war ganz still auf dem Ellerhof, wie immer Sonntags. Nur der Wind rauschte laut in der Reihe großer, schon herbstlich gelber Pappeln, zwischen denen man die breite blonde Fläche der Weser sah, die dicht unter der Bruchsteinmauer floß. Das Rauschen klang wie von großen Wassern. Aber Tönnies hörte nicht darauf, er war das ja gewöhnt. Die Pappeln rauschten immer so.

Er machte ein finstres Gesicht, während er so hinausstarnte. Er dachte noch an die Schenke. An Stine. Was hatte Fritz noch mit der zu reden und zu lachen gehabt zuletzt? Das Mädchen ging ihm nichts an. Wenigstens nicht mehr als ihm, Tönnies, selbst.

Und das dumme Ding, die Stine — daß die sich auch darauf einließ. Sonst hatte sie immer mehr mit ihm selbst gesprochen; er mochte das gern, sie war das einzige von den Mädchen im Dorf, mit dem man 'mal ein vernünftiges Wort reden konnte. Die Anderen waren alterte Gänse, die Jahren nur nach den Burschen, die hübscher waren und gerade gewachsen. Nicht so wie er.

Aber heute hatte sich Stine kaum um ihn gekümmert. Hast nur um Fritz. Und seine Zeitung hatte sie auch vergessen.

So ging ihm das ja immer. Er war das schon gewohnt. Schon als kleiner Bengel, wo er immer allein hockte und steiner mit ihm spielte. Und dann, als er größer wurde, auch. Er war ja der Älteste, aber Fritz bekam den Hof, als der Vater starb.

Was hätte er auch damit machen sollen? Er verstand ja nichts davon und konnte nicht arbeiten.

Gut, daß er seine Bücher hatte. Das war sein Einzigstes. Tagelang saß er darüber, las und dachte allerlei sonderbare und grüblerische Gedanken. Die Leute im Dorf lachten über ihn, er war ein wunderlicher Kanz, sagten sie. Sie ließen ihn ganz in Ruhe. Nur der Lehrer sprach bisweilen mit ihm. Und Stine im Krug —

Was hatte Fritz da vorhin zu dem Mädchen gesagt? Daz eine Frau auf dem Hofe nöthig wäre?

Eine zornige Hölle fuhr auf einmal durch ihn hin. Der und Stine! Dummes Zeug!

Nicht, daß er selbst, Tönnies — nein, das wäre ja lächerlich gewesen! Ein trummer Kerl wie er und das hübsche Mädchen! Daran dachte er gar nicht. Aber Fritz und Stine! Es war ihm, als ob er das nicht anhalten könnte.

Er schlug sein Buch auf und wollte lesen. Aber da kam es ihm vor, als ob er heute nichts davon begreifen könnte. Seine Gedanken flogen ihm weg, er wußte nicht wie. Er konnte doch nichts dafür, daß er den Buckel hatte.

Mitten auf dem Hof klangen Schritte, Tönnies beugte sich vor. Er rumzelte die Stirn, als er den Bruder sah. Er kam von der Wasserseite, er mußte vom Kamp aus an der Weser her gegangen sein. Fritz hatte Tönnies auch gesehen, oben an seinem Fenster. Er blieb im Hof stehen.

"Dat Water ward all größer," schrie er herauf, "einen Fuß gesunken. Wenn es man die Nacht nicht in's Haus kommt. Es hat nun all'n Wochener drei gereignet, oben in den Bergen auch."

Tönnies zog den Kopf hastig herein. "Wird w. hl nicht so schlimm sein," rief er zurück.

Es wurde früh dümmrig heute, die Wolken hingen tief, und es regnete unaufhörlich. Die Magd war nach Hause gekommen, hatte Feuer gemacht und Kastee gekocht. Bei der kleinen Lampe mit der gesprungenen Glocke saßen sie zusammen an Tisch in der Küche.

Der Verwachsene ob hastig sein Schmalzbrot herunter, ohne zu sprechen. Ein paarmal sah er den Bruder finster von der Seite an. Er hatte immer noch Stine vor sich, wie sie mit Fritz sprach. Sie war so hübsch, wenn sie lachte. Und ihn, Tönnies, hatte sie garnicht mehr angesehen.

Fritz war auch still. Er hatte keine Lust, sich mürrische Antworten zu holen. Es war eben hente überall schlecht Wetter, draußen und drinnen.

Er zündete sich seine Pfeife an und setzte sich an den Herd.

Vor dem Zubettgehen mußte er noch, wie gewöhnlich, mit der Laterne die Runde durch das Haus machen, in dem die Schaf- und Kühlställe zugleich mit waren.

Es war eine alte Kirche gewesen; nachdem sie im dreißigjährigen Krieg ausgebrannt war, hatte irgend ein Bauer ein hohes Strohdach auf die dicke Mauer gesetzt und ein Wohnhaus daraus gemacht.

Deshalb hatten alle Männer, und besonders die Tüchter, etwas Kellerartiges. Das Laternensicht ließte sonderbar über die rauhen Bruchsteine der Mauer hin, jeder Schritt hallte in dem großen Raum. Die Hühner hockten auf der Stange, die Schafe drängten sich in ihrem Pferch, sie wandten die Köpfe mit den großen dummen Augen nach dem Licht und blöckten. Die Kühe lagen an den Kästen, man hörte das behaglich schrotende Geräusch des Wiederkäufens. Fritz Nodemeier rührte die große Braune zwischen den Hörnern, dann schloß er die Stallstufe. Draußen rauschte es noch immer, er wußte nicht, ob es die Pappeln waren oder der Regen.

Als er wieder in die Küche kam, war seine Jacke tropfnass; er war noch draußen im Hof gewesen. Er schüttelte den Kopf, als er die Laterne auf den Tisch stellte.

"Was'n Wetter! Morgen is die Weser wieder groß. Wenn wir man die Bretter drin hätten, für die neue Henchener. Die liegen draußen an der Mauer, bei den Eltern. Na, es wird die eine Nacht woll noch gehn. So hoch kommt das Wasser wohl nich." —

Die graue Morgendämmerung trat über das Weserland. Im Stall vom Ellerhof krähten die Hähne.

"Lebew Gott! Dat Water is dor!"

Wenn er aufgeregt oder ärgerlich war, sprach Fritz Nodemeier immer Platt. (Fortsetzung folgt.)

Kehr' ein bei mir.

Du bist die Luft,
 Der Friede mild,
 Die Sehnsucht du
 Und was sie willt.
 Ich weiß dir
 Völl Lust und Schmerz
 Zur Wohnung hier
 Mein Aug' und Herz.
 Kehr' ein bei mir
 Und schließe du
 Still hinter dir
 Die Türen zu.
 Freib' andern Schmerz
 Aus dieser Brust!
 Völl sei dies Herz
 Von deiner Lust.
 Dies Augenzell,
 Von deinem Glanz
 Allein erhellt,
 O füll' es ganz.

Friedrich Rückert.

In der Werkstatt. Besperpanje in der Tücherwerkstatt. Auf der umgelegten Stehleiter, auf dem Boden von Käffebücheln und Stauben sitzen Gejellen und Lebendeschen. Brot und Bier haben geschmeckt. Und zum Bier und Brot hat man sich „Romane“ erzählt: lustige und grausige Saden. So etwas hört auch die alte Haushälterin des Meisters gern. Erst hat sie an der Thür zwischen Küche und Werkstatt gestanden und gelaudet. Was die jungen Leute doch für tolles Zeng trauten! Und wie lustig sie zu erzählen verstanden! Da war sie näher getreten und hatte schließlich gut Platz genommen. Und nun ging's erst recht los: ordentlich schwätzen kummt's Einen. Aenglich lachend hält sie sich die Ohren zu. Aber nun hebt erst die Hes' an. Der ihr gegenüber sitzt, singt ein lustiges Lied. Seine Hände falten den Text dazu. Hinter ihm ist einer aufgeprungen. Beide Arme wölbt er in die Höhe und schreit mit hinter der Thür steht ein Anderer. Der schlägt mit einem Pinselfästel auf einen Blechtopf. Nur einer, der neben der Thür auf der Stehleiter sitzt, ist still. Guimüthig lachend sieht er ihr in's Gesicht, als wollte er sagen: Sie machen's wohl zu toll. Alle? Hal! Hal!
 Noch ein paar Minuten. Dann schaut einer auf die Uhr. Und mit einem Male ist der Trubel zu Ende. Die alle vergiebt sich, die Anderen gehen wieder an ihre Arbeit.

Schlittenfahrt. Mutter Anselm hatte einen guten Tag gehabt: auf ihrem kleinen Handkästchen hörte sie und sang weit über die Seitenwände hinweg fröhliches Singen, das sie im Walde gehörte. Brot gab's frischende Hände dabei und einen schmerzenden Rücken, aber man hatte nachher doch auch eine warme Stube. Das Schönste war: es kostete nichts. Zeit und Arbeit kostet rechnete Mutter Anselm nicht. Sie hatte einen Erlebnischein von der Oberförsterei. Und ja meinte ihn gehört aus. Dazu auch sollten die Lebewesen im Walde beruhnen, wenn man damit den gesungenen Liedern droß aus der Stube jagen könnte?

Mutter Anselm zog auf dem schwachen, langen Gehweg, welcher durch die Sicherungsmauer führt, mit ihrem Schlitten entlang — ihrer Wohnung zu. Leider, die Hände in grobmolligen Kartoffelschwarten, den Kopf mit Zuckern verhüllt, schleppte sie das beladenen Geschoß vorwärts. Zwischen Blättern hielten sie sich aufrecht. Wenn dann einen Biekhund hörte man sie und verfolgte den jungen Geistlichen. Es trat doch kein lebhaftes Kind für eine alte Dame, solche Lust wie die heutige dauernd weiterzusteuern. Ein Hund trat schließlich unanoni mit zu sieben, aber das zuerst? — Das passt nicht ab von Mutter Anselm's fröhlich befreitem Liede. Sie schüttelte den Kopf und legte sich mit neuer Entschwung in die Gurte. Die ersten seinen Nebel der Sicherungsmauer über der Schomung. Die herabgehende, steileste Sicherungsmauer war ein lebhafter, raschelender Gewebezaun durch den Busch. Mutter Anselm sollte in der zum Eher ansteigenden Bergung die Mauern an den Rücken legen. Nur aber verlangte der Wagen sein Recht und im Grunde erfuhr der Sicherungsmauer eine ein

behaglich lockendes Bild die braune, dichäuflige Käffekanne. Mutter Anselm hörte die Zweige im Ofen knistern, sie roch den Harzduft der Tannen und aus der weißen Tasse stieg, sich kräuselnd, der Dampf. Klingling . . . Klingling . . .

Ein eleganter Schlitten, von zwei prächtigen Schimmeln mit runden Rücken gezogen, tauchte eine gute Strecke hinter Mutter Anselm auf. Der Kopf jedes Pferdes trug einen wehenden, rothen Haarbusch; mit vielen silbernen Glöckchen besetzt, funkelte das schwarzeladische, glänzend beschlagene Lederzeug. Ein feines, wohlslingendes Läuten begleitete rhythmisch das taktmäßige Aufschlagen der Hufeisen.

Breit, mit einer Pelzmütze, den Körper in einen dicken, wattierten Mantel gehüllt, saß der Kutscher auf dem Bock. Die Insassen des Schlittens — ein Herr und eine Dame — verharrten in Decken und molligem Pelzwerk bis zur Nasen spitze.

„Kun, wie gefällt Dir das, Emilie?“ fragte der Herr.

Die Angeredete lachte und hob das rosige Gesicht ein wenig: „Vorzuglich. Nur Appetit bekommt man, einen herrlichen Appetit.“

„Ja. Ich hab' auch furchtbaren Hunger. Diese fröhliche Winterluft wirkt ungemein anregend auf die Verdauung, wie's scheint.“ Er wandte sich plötzlich zum Kutscher: „Warum fahren Sie jetzt so langsam?“

„Wie die Frühwinkler Feuerwehr!“ sagte vorwurfsvoll Emilie.

Der Kutscher wies auf Mutter Anselm: „Wir kommen da nicht vorbei.“

Der Herr sprang auf: „Was? Vielleicht lassen wir uns von dem alten Weibe in's Schlepptau nehmen? Machen Sie doch keine Geschichten! Eh' die bis dort hinten auf die Chaussee geschlichen ist, haben wir Abend, höchstens Abend.“

„Um Gottesswillen!“ Seine Gemahlin erschrak. „Da überhingere ich mich ja! Da vergeht ja mein schöner Appetit!“

Der Kutscher zuckte die Achseln. „He, Alte!“

Mutter Anselm hörte nichts. Die Gurte fest an die Brust geheftet, schritt sie feuchend weiter.

„Zum Donnerwetter, Weib! Sind Sie taub?“ schrie erbost Emilie's Gatte.

Der Kutscher knallte mit der Peitsche. „Hal! Hal!“

Mutter Anselm sah sich halb um und bemühte sich, ihren Schlitten der Schomung näher zu bringen. Die Spuren des Reisigs streiften die jungen Bäume.

„Wir kommen nicht vorbei,“ sagte der Kutscher.

„Ach was!“ Sein Herr riß ihm die Zügel aus der Hand und ergriß die Peitsche. „Hüh!“

Die Schimmel schossen blind vorwärts.

Ein Rauscheln und Knallen . . . ein Entrüstungsschrei.

„Durch!“ Der Herr warf dem Kutscher die Zügel zu.

Emilie sah sich um und lachte. „Gott, die arme Alte!“

Mutter Anselm stand erst verwirrt und erstaunt. Der vorbeiziehende Schlitten hatte einen überhängenden Ast erlegt und den Reisighaufen auseinandergerissen. Die alte Frau stieß Verwünschungen aus und drohte mit der Faust. Dann suchten ihre froststeinen Finger Stück für Stück des zerstreuten Reisigs zusammen.

Der Abend senkte sich. Die Glöckchen läuteten schon aus der Ferne. Leicht und elegant flogen die mit schweren Ebenen beschlagenen Hufe dahin. — ng.

Die Elefantenrobben leben in den fälderischen Theilen der südländischen Reere. Besonders häufig werden sie in der Nähe der Inselgruppen angetroffen, die im atlantischen Ozean zerstreut liegen. In dem soeben in zweiter Auflage erschienenen Brachtwerke: „Aus den Reichen des Weltmeeres“, gibt Carl Chun, der Leiter der deutschen Eisseeexpedition, mancherlei Schilderungen von diesen Thieren. Et begegnete ihnen auf den Kerguelen, jener im Süden vom Cap-land gelegenen Inselgruppen, die den größeren Theil des Jahres mit Schnee und Eis begraben liegt. Die Elefantenrobben gehören zur Familie der Seehunde, und sie gleichen der gemeinen Robbe der Nordsee ziemlich genau, nur sind sie etwas plumper gebaut, viel größer, und der Kopf des Männchens verlängert sich vorwärts zu einem rüsselartigen Organ, das ihnen ja auch den Namen Seeelefanten oder Elefantenrobben eingebracht hat. Diese Thiere erreichen eine ganz ungeheure Größe, sie können bis gegen 10 Meter lang werden. Aber sie sind ganz harmlos; auf dem Lande zeigen sie sich außerordentlich träge. Es sind jetzt, tamische Fleischzähne, die sich nur schwer bewegen; die Elefantenrobben lieben die Geselligkeit, sie leben in Herden, und zwar werden gegen 100 Robben nicht von einem einzigen Männchen gejagt. Zur Zeit der Paarung, die in den September

fällt, giebt es unter den männlichen Thieren eine wütenden Krieg, bei dem diese mit ihren mächtigen Hauern einander oft schwere Wunden beibringen. Im Dezember suchen die Elefantenrobben wiederum die Küsten auf, um hier den Haarwechsel durchzumachen, und eben zu dieser Zeit konnte die deutsche Eisseeexpedition sie betrachten. In Herden vereinigten sie nahe dem Strand in Vertiefungen, die mit Pflanzen ausgepolstert waren. Hier in dieser grubenförmigen Lagern verharren sie heimnahmslos ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Der Magen der Elefanten war gänzlich leer. Trotzdem scheint sie keineswegs aus, als ob sie Hunger litt. Die Hauptbeschäftigung war Schlafen und Gähnen, und die Jungen folgten darin dem Vorbilde der Alten. Auch um den Menschen bekümmeren sie sich wenig. Erst wenn mehrere von ihnen erlegt worden waren und die Überlebenden merkten, was für ein böser Feind der Mensch ist, suchten sich die Thiere unter heiserem Gebrüll nach dem Meere zu retten. Das ging nun nicht so leicht, denn auf dem Lande kann sich die Elefantenrobe nur schwierig bewegen. Sie humpelt von dannen wie eine kriechende Maide. Sind die Thiere ungestört und nicht in Schlaf verunken, so tragen sie sich wohl mit der Brustflosse den Rücken oder sie liegen wohl auf der Seite und haben den Kopf leicht erhoben, wobei sie mit ihren schönen flügeligen Augen Umschau halten. Wegen ihres Spezes Thranes und Fettes werden die Seelefanten, wie ja überhaupt alle Robben, eifrig gejagt.

Nachdem der Entdeckungsreisende Moß, der die Kerguelen zuerst erforschte, den Reichtum der Inseln an Elefantenrobben geschildert, fanden sich zahlreiche Robbenräuber ein, um hier die gefährdeten Thiere zu erbeuten. Diesen Leuten kam es natürlich nicht darauf an, eine rationelle Jagdweise zu beobachten. Sie schlugen nieder, was sie bekommen konnten und verschonten auch die Jungen nicht. So nahmen denn die Thiere sehr bald ab, und schließlich lohnte der Fang überhaupt nicht mehr. Deshalb legte in neuerer Zeit kein Schiff mehr an den Kerguelen an, um Robbenfang zu treiben. Diesem Umstände allein schreibt es denn Chun zu, daß wieder alle Robben voll von Robben waren und daß die Mitglieder der Expedition deren in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes mehr zu Gesicht bekamen, als frühere Expeditionsreisen während mehrerer Monate. Überall wo der Strand niedrig war, so daß die Thiere sich auf ihm niederlassen konnten, waren Herden von ihnen zu sehen. Hoffentlich trägt nun die Schilderung Chuns nicht dazu bei, die Aufmerksamkeit der Robbenfänger wieder auf diese Thiere zu lenken. Sonst wird es mit dem Gedanken derselben bald wieder vorbeisein. Ja, es steht zu befürchten, daß diese Thiere einst der Habgier des Menschen ganz zum Opfer fallen und dem Aussterben nahe gebracht werden, wie dies mit den Robben Nordamerikas bereits der Fall ist. — v.

Gummunterlagen für Tisch- und Stuhlbeine. Das beim Vorbeibewegen von Tischen und Stühlen entstehende lästige, störende Geräusch sucht man dadurch zu umgehen, daß man Filzstückchen unter die Beine nagelt oder klebt. Während nur angeklebte Filzstückchen meist nicht lange festhalten, haben die angenagelten den Nachteil, daß die Nägel nur bald hervortreten und den Fußboden verkratzen. Um nun Untersetzer für die Beine von Tischen und Stühlen zu haben, die derartige Mängel nicht aufzuweisen, werden seit einiger Zeit kleine, halbfugelförmige Gummiförper gefertigt, die mit einem schiebenartigen Anschlag versehen sind, um welchen sich ein kleiner Metallring legt. Diese metallene Fassung hat vier Spiken, welche in ein Bein geschlagen werden, so daß die halbfugelförmige Gummimasse aus der Befestigung hervortragt. Ein mit solchen elastischen Gummunterlagen versehenen Stuhl oder Tisch kann nun bequem auf dem Fußboden verschoben werden, ohne daß ein unangenehmes Geräusch entsteht. Hat diese kleine Erfindung schon unzweifelhaft ihren Werth für jeden Haushalt, so dürfte ihre Anwendung ganz besonders zweckmäßig an den Tischen und Stühlen der Konzert- und Versammlungslokale sein, da namentlich hier jedes Gerät beim Bewegen dieser Gegenstände störend empfunden wird. Wirken also derartige elastische Gummunterlagen schalldämpfend, so haben sie doch auch noch den Vortheil, daß sie sich den Unebenheiten des Fußbodens leicht anpassen und so ein sicheres und festes Stehen von Tischen und Stühlen herbeiführen. — y.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.